

ZEITSCHRIFT FÜR

GEO POLITIK

XVII. JAHRGANG 1940

9.

HEFT/SEPTEMBER

ZUM GEOPOLITISCHEN ERDRUTSCH IN EUROPA

Vowinckel: Geopolitische Streiflichter zum Krieg in Frankreich

**v. Schumann: Der Wandel der elsass-lothringischen Wirtschafts-
landschaft unter der französischen Herrschaft**

Barten: Die Dobrudschafrage

**Röckel: Dakar, das Zentrum der seestrategischen Stellung
Frankreichs am Mittleren Atlantik**

Haebler: Von der Sklavenjagd zur Baumwolle

Berichte — Kurznachrichten — Schrifttum

ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

begründet von

Professor Dr. KARL HAUSHOFER und Professor Dr. ERICH OBST

Herausgegeben von

Dr. KARL HAUSHOFER

Generalmajor a. D., o. Professor an der Universität
München O 27, Kolberger Straße 18, Fernsprecher 480 444

SCHRIFTLEITUNG:

Kurt Vowinckel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36

Fernsprecher: Heidelberg 3742

Manuskript- und Buchzusendungen werden an die Schriftleitung erbeten

XVII. JAHRGANG / HEFT 9 / SEPTEMBER 1940

INHALTSVERZEICHNIS

AUFSÄTZE

- Kurt Vowinckel: Geopolitische Streiflichter zum Krieg in Frankreich 403—406
Hans-Joachim von Schumann: Der Wandel der elsäß-lothringischen Wirtschafts-
landschaft unter der französischen Herrschaft 1918—1940 406—412
H. Barten: Die Dobrudschafrage 413—418
Hermann Röckel: Dakar, das Zentrum der seestrategischen Stellung Frankreichs
am Mittleren Atlantik 419—426
R. G. Haebler: Von der Sklavenjagd zur Baumwolle 426—437

BERICHTE

- *** Streiflichter auf den atlantischen Raum 438—441
Karl Haushofer: Bericht aus dem indopazifischen Raum 442—446
Karl Haushofer, Gestaltwandel durch Berührung? 446—447
Kurznachrichten 448—452

SCHRIFTTUM

- Einzelbesprechungen 452—454

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER DIESES HEFTES:

Dr. H. Barten, Warnau/Bulgarien, Dt. Schule. — R. G. Haebler, Karlsruhe, Sofienstr. 169. — Prof. Dr. Karl Haushofer (AfG), München O 27, Kolberger Str. 18. — Prof. Dr. Hermann Röckel (AfG), Heidelberg, Richard-Wagner-Str. 15. — Dr. Hans-Joachim von Schumann, Berlin-Steglitz, Menckenstr. 27. — Kurt Vowinckel (AfG), Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36.

Die Bezeichnung (AfG) hinter dem Namen bezeichnet die Mitgliedschaft des Verfassers in der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

Preis: Vierteljahr RM 5.50 / Studenten u. Mitglieder d. AfG. RM 4.40 / Einzelne RM 2.— / Jahrg. m. Inhaltsv. RM 22.—
Gebunden (2 Bände) RM 28.— / Register für den Jahrgang RM —.90 / Inhaltsverzeichnis kostenlos / Einbanddecke für den Halbjahresband RM 2.—

Postcheckkonten: Kurt Vowinckel Verlag / LUDWIGSHAFEN 124 61 / Wien 559 18

KURT VOWINCKEL VERLAG / HEIDELBERG / WOLFSBRUNNENWEG 36

Englands Krieg

1. IX. 1939

1. IX. 1940

Die nachstehende Gegenüberstellung englischer Hoffnungen 1939 und ihrer Wirklichkeit 1940 im Kartenbild regt zum Nachdenken über die Grundlagen der englischen Macht an. Wie war ein solcher Zusammenbruch der britischen Machtstellung in Europa und im Nahen Osten möglich? Die Antwort ist in dem Augenblick klar, wo wir uns vergegenwärtigen, welchen Grundbedingungen das Britenreich in seiner Kampfführung unterliegt.

Das Empire ist eine Seemacht.

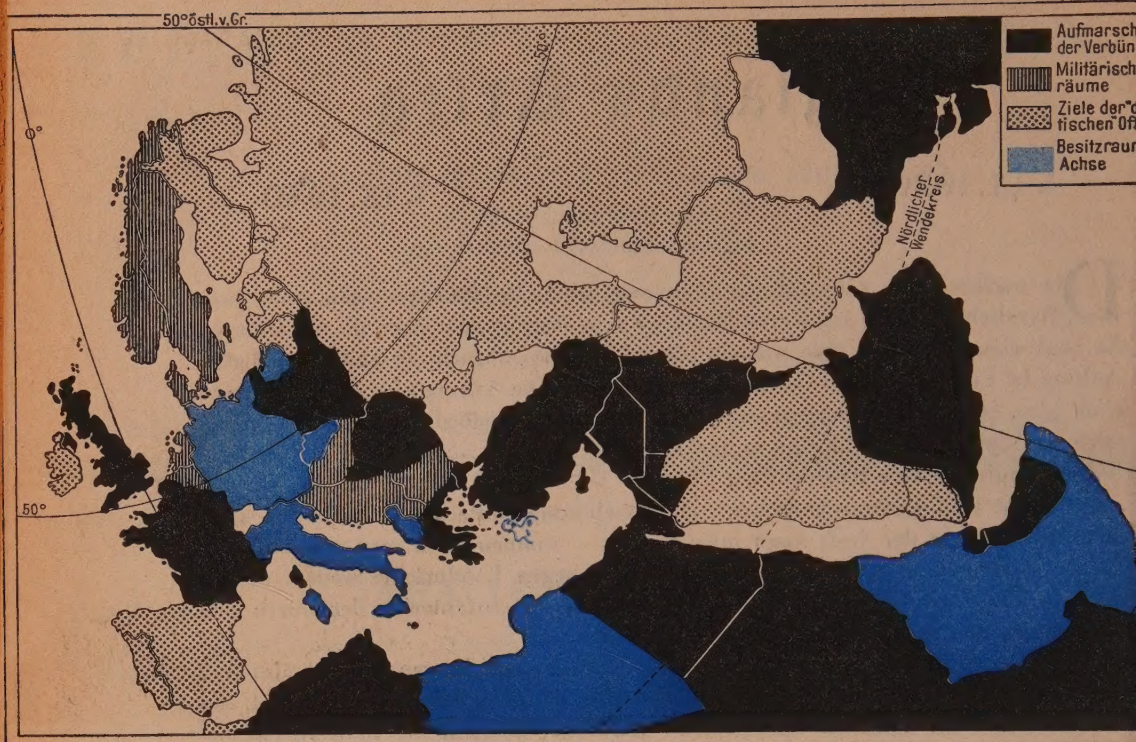
Seemacht und Luftmacht haben viel gemeinsames miteinander. Die See kann man befahren, in der Luft kann man fliegen — wohnen kann man nur auf dem Lande. Und endgültige Entscheidungen werden gegen Landmächte weder zur See noch in der Luft erfochten: es ist immer noch der Infanterist, der durch den Raumbesitz den militärischen Kampf entscheidet.

Seemacht wirkt ausschließlich gegen die Überseeverbindungen. Sie ist also nur wirksam gegen Staaten, für die der Verkehr über das Meer lebensnotwendig ist. Sie werden durch die Blockade entscheidend getroffen; Staaten, die vom Überseeverkehr unabhängig sind, sind es auch von der Blockade. Kann eine Blockade Tibet, oder Rußland oder die USA. vernichten?

Wo über eine Blockade hinaus Besitz erworben werden soll, muß eine Seemacht das Meer verlassen und zu Land kämpfen. Dementsprechend war die Grundlage der britischen Reichsbildung stets das Zusammenwirken von See- und Landstreitkräften. Nur selten in seiner Geschichte hat aber England mit seinen eigenen Menschen gefochten. Fast immer wurden Hilfsvölker geworben, mochte es nun gegen farbige oder weiße Völker gehen. Auch in diesem Krieg mußten Hilfsvölker den entscheidenden Teil des Krieges, nämlich die eigentliche Niederringung des Gegners übernehmen.

Wir wissen, wie schlecht dieser Krieg nach München von den Engländern improvisiert worden ist. Er war in seinen Grundgedanken aufgebaut auf der Wirkung jener Waffe, die dem Denken einer Seemacht am nächsten liegt — der Blockade. Aber wie schlecht waren die Informationen über die Möglichkeiten einer Blockade gegen das Reich, dem die Hilfsquellen des eurasiatischen Kontinents zur Verfügung standen!

Die Blockade sollte unter Führung der Franzosen durch den Kampf der Hilfsvölker auf dem Festland ergänzt werden. Deren Aufmarsch vollzog sich wenige Monate vor dem Krieg in Form der „Garantien“, die an Polen, Griechenland, Rumänien gegeben, den nordischen Staaten vergeblich angeboten wurden, und durch das Bündnis mit der Türkei. Wir haben die Räume, die nach diesem Plan gegen die Achse aufmarschieren sollten, in der Karte 1 schwarz dargestellt — ein scheinbar imponierendes Bild!

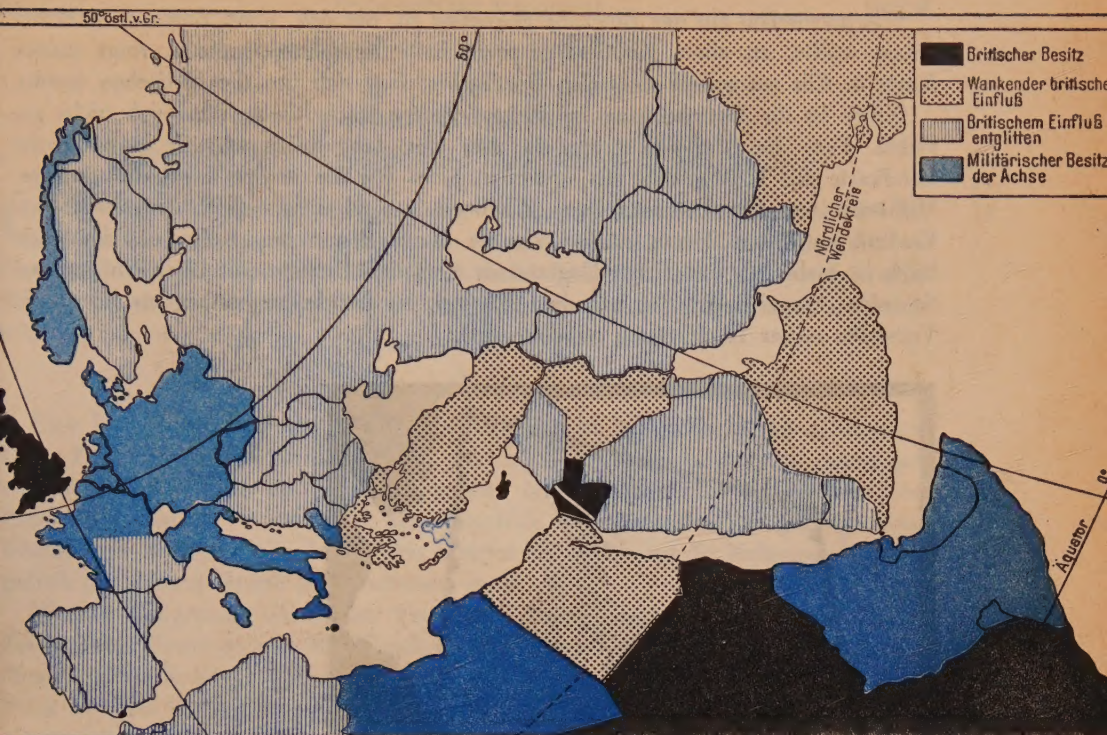


1. IX. 1939: Der britisch-französische Kriegsplan

Die Zielsetzung des Angriffs und seine Stoßrichtungen sind in der Karte schraffiert dargestellt: im Norden sollte der Einfall in die nordischen Staaten die Nord- und Westblockade enger schnüren, insbesondere die Ostsee und die Erzzufuhr sperren. Im Süden sollte zunächst der Achsenpartner Italien erledigt, dann unter Aufbietung der Balkanvölker und der Türkei die Ölzufuhr unterbunden werden. Diese beiden Hauptangriffsziele entspringen dem Denken einer Seemacht; sie sind Blockadeversuche, auch wo sie zu Lande vorgehen. Der dritte Angriffsstoß endlich sollte durch den alten Festlanddegen Englands, sollte durch die französische Armee mit einem Ehrengelieb englischer Divisionen Hitler im Vorstoß über Belgien und Holland den Todesstoß geben. Es ist nicht viel geblieben von diesem Plan; die Karte 2 zeigt es deutlich.

Den ersten Schlag erlitt England noch vor Kriegsausbruch: das Werben um Rußland, dessen Anschluß an die Verbündeten den Blockadering hätte schließen können, scheiterte. Es war der kühlen Klugheit Moskaus nicht verborgen geblieben, daß die größte Seemacht der größten Landmacht nichts zu bieten hatte, was man sich nicht hätte selbst holen müssen, bei weitsichtiger Abwägung der Interessen aber auch ohne nennenswerten Kampf haben konnte.

Daß Italien nicht sofort in den Krieg eintrat, warf den Angriffsplan Englands über den Haufen und verhinderte, daß die geplante Süd- und Ostblockade wirksam wurde. Polen fiel, ohne daß die Verbündeten einen Streich zu seiner Hilfe wagten. Es wurde 1940, bevor ihr neuer Angriff zum Abrollen bereit war. Ihm entzog dann



1. IX. 1940: Reststellung der Briten nach einem Jahr Krieg

der Führer in blitzschnellem Handeln unmittelbar vor, ja schon im Ansatz den Boden — in Norwegen wie in Holland, Belgien und Frankreich; Mussolini zerschlug ihn im Mittelmeer, auf dem Balkan und in Afrika.

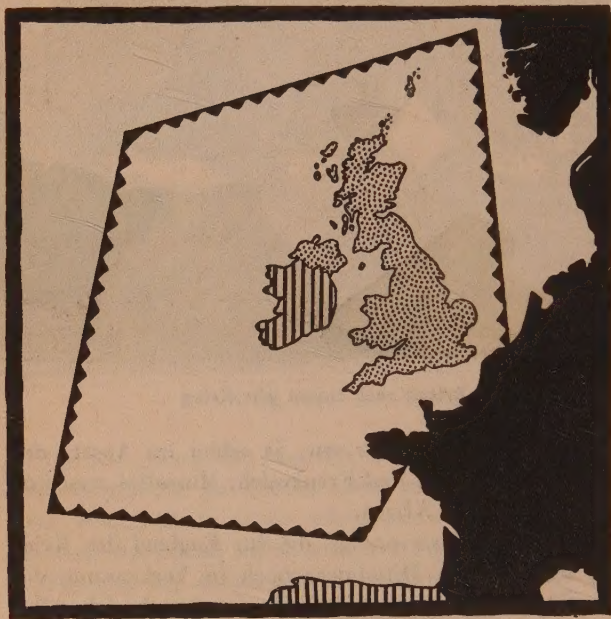
Es steht heute fest: die Hilfsvölker sind versprengt, die für England den Krieg zu Lande führen sollten. Was im östlichen Mittelmeer noch in Verkennung der Sachlage schwankt, kann keine Entscheidung mehr bringen, nur noch sich selbst schaden.

Die Seemacht England steht allein, steht, ausgerüstet mit den Waffen einer See- und Luftmacht, gegen die stärkste Land- und Luftmacht der Welt. Und es steht vor dem Zwang, nicht etwa einen See-, sondern einen Land- und Luftkrieg um sein Kernland zu führen! Damit wird der Seekrieg, für den England gerüstet ist, in sich ziellos, der Landkrieg, auf den es nicht eingestellt war, wird zum Entscheidungskampf.

Aber auch die Seemacht ist bereits angegriffen: auf einem Schlachtfeld, das von Hongkong über Singapur, Indien, Kapstadt zu den Bermudas und nach Kanada reicht, sind ihre Kräfte verzettelt. Starke Teile der „Fleet“ liegen eingekesselt im östlichen Mittelmeer unter der Bombenwirkung der Italiener. Weitere Teile müssen eingesetzt werden, um die für Ernährung wie Kriegführung der Insel entscheidende Zufuhr in Geleitzügen zu sichern. Und der Rest der „Fleet“ hat sich mit ihren schweren und luftempfindlichen Einheiten unter den Schlägen der deutschen Luftwaffe in die nordwestlichsten Zipfel der britischen Inseln zurückgezogen.

Was inzwischen aus der Blockade geworden ist, die sich, wenn England Wirkung haben wollte, zu einer Kontinentalsperre hätte ausdehnen müssen, zeigt unsere Karte 3. Ein würgendes deutsches Sperrgebiet legt sich um die britischen Inseln.

Bisher ist die Entscheidung im Kampf gegen das britische Weltreich nicht gefallen. Aber die Rückwirkungen, die dies eine Jahr Krieg auf die geopolitische Landkarte der Welt gehabt hat, sprechen nicht für die innere Kraft des Empire. Millionen von Quadratkilometern, Millionen von Menschen sind dem britischen Einfluß entglitten. Heute stärken sie die Macht der Achse. Keine entscheidende Hilfe ist mehr von außen für England zu erwarten. Es steht mit Blickrichtung zur See einer Angriffsdrohung aus dem Rücken, zu Lande, gegenüber, nachdem die Vorwerke seiner Inselfestung gefallen sind.



Das deutsche Sperrgebiet
um die britischen Inseln

Die Briten erwarten die Hilfe vom Westen, von USA. Es lohnt eine kurze Betrachtung dieser Möglichkeit unter geopolitischen Gesichtspunkten.

Kann die Seemacht USA. England helfen? Offensichtlich nein; denn Seestreitkräfte haben, wie wir zeigten, in diesem Kampf keine Kampfmöglichkeit mehr, die entscheidend sein würde.

Kann die Land- und Luftmacht USA. die Entscheidung bringen? Doch wohl nur unter zwei Voraussetzungen: einmal müßte sie aufgestellt und einsatzbereit sein, und zwar spätestens bis zum kommenden Frühjahr. Zum anderen müßte das Transport- und Landungsunternehmen in Europa glücken.

Ist man sich in USA. dieser Voraussetzung bewußt und glaubt man sie erfüllen zu können...?

Uns scheint: England wird auch von den USA. nicht gerettet werden können.

KURT VOWINCKEL**Geopolitische Streiflichter zum Krieg in Frankreich**

Grundlegendes über den heutigen Krieg zu schreiben, ist auch dem verwehrt, der ihn 1940 wie 1914—1918 im gleichen Raum und gegen den gleichen Gegner erlebte. Dazu fehlt die volle Übersicht, fehlt der Abstand. Aber es drängen sich einige frische Eindrücke, einige vorläufige Feststellungen so bezwingend auf, daß ihre Niederschrift gestattet scheint.

I.

Eine landläufige Meinung geht dahin, der Mensch habe sich in der zivilisatorischen Entwicklung, namentlich des 19. und 20. Jahrhunderts, von den Bindungen an den Raum und an die Natur weitgehend frei gemacht. Der Mensch habe den Raum überwunden, — wie oft ist der Geopolitik dieser stolze Satz entgegengehalten worden von Menschen, die dem Boden entfremdet waren und die Mahnung der Geopolitik aus diesem Grund nicht erfassen konnten.

Wer in Erwartung feindlichen Feuers sich bewegt, erst recht, wer unter dem Zischen und Summen von MG.-Geschossen sich vorarbeiten muß, könnte schon aus dieser kleinen Erfahrung eines Besseren belehrt werden. Wie schnell schärft sich der Blick für jede kleine Erhebung, mit welcher Inbrunst schmiegt sich der Körper dem mütterlichen Boden in jener Ackerfurche an, die er mit einem verzweifelten Sprung noch eben erreicht!

Der Soldat lebt mit dem Raum, in dem er kämpft; er durchdringt ihn, löst sich in ihm auf, um ihn zu überwinden. Ob der Infanterist seinen Zug vorführt, der Artillerist seine Batterie in Stellung bringt und seine Beobachtungsstellen aussucht, ob der Pionier eine Brücke zu bauen, ob ein Panzerangriff anzusetzen ist, — in jedem Fall wird Ort und Form des Vorgehens bestimmt von den Grundtatsachen des Bodens. Daß auch die in der Raumüberwindung stolzeste und in diesem Krieg entscheidende Waffe, das Flugzeug, in ganz besonderem Maß an die Gegebenheiten des Raumes gekettet ist, wurde in dieser Zeitschrift mehrfach nachgewiesen. Wie viele Gebete um Wolken und Regen, um Nebel und Sturm mögen in den Wochen des Vormarsches, mögen vor allem vor Dünkirchen in englischer und französischer Sprache gen Himmel gestiegen sein! Sie wurden vom Gott der Schlachten nicht erhört; so konnte die ganze Gewalt unserer Luftwaffe sich auswirken, konnten unsere Panzer fast in jedem Gelände auffahren, mußte diese Flucht eines der stolzesten Heere unter einer glühenden Sonne und ungedeckt vor sich gehen.

Nein, — Krieg und Raum sind miteinander verwachsen, wie Soldat und Karte. Das neue Erleben des Raumes wird für viele Teilnehmer dieses Krieges bestimmend sein, wenn sie zurückkehren in ihre Städte, wo der Boden mit Asphalt erstickt, der Raum geglättet und gewinkelt, bis in die letzten Pfade der Parkanlagen seines Eigenlebens entkleidet ist.

Und sie mögen, sie dürfen nicht vergessen, daß beim letzten Appell, der über den Weg der Geschichte entscheidet, daß im Krieg der nährnde und wehrende Raum eine Kraft ist, die um so stärker hilft, je näher sie ihm gelebt haben.

II.

Zwar verließen sich unsere Gegner mehr auf die Festungen. In ihnen ist die wehrende Kraft der Landschaft bis ins letzte gesteigert. Die Linienführung schmiegt sich in die Abwehrmöglichkeiten des Bodens ein. Ja, sie stärkt sie durch Abholzung, durch Anstauung und Versumpfung, durch Abtragung von Höhen, die das Schußfeld behindern. Und aus den Tiefen des Bodens, in dem die Truppe unverwundbar verborgen lebt, recken sich, kaum sichtbar unter dicken Stahlkuppeln, für Bruchteile von Minuten die Geschütztürme aus der Erde, feuern mit allen Möglichkeiten automatischer Schießtechnik und versinken wieder. Automatische Waffen aller Art mit unsichtbaren Zielvorrichtungen, durch einen Hebeldruck zu bedienen, bedrohen von vorne, von der Seite, von hinten den Kühnen, der sich in das Gewirr von Drahtverhauen und Minensperren wagt. Ihm bietet der zur Abwehr geformte Boden keinen Schutz gegen einen Gegner, den er nicht sieht, nicht verwunden kann.

Und doch: diese Festungen sind gefallen.

Denn: Eine Festung ist so stark wie der Geist ihrer Besatzung.

Die Schwäche einer Festungsanlage liegt in der Tatsache, daß ihre Verteidigungskraft auf einem zwar kleinen, aber unverrückbar festliegenden Raum konzentriert ist. Ist dieser Verteidigungsraum vom Gegner einmal erkannt, richtet sich die ganze Gewalt seiner Angriffswaffen auf ihn mit einer Gewalt, der der Verteidiger nicht ausweichen kann. Mit jenem Aufheulen, das keiner vergißt, der es einmal gehört hat, stürzt sich ein Stuka nach dem anderen auf seinen Turm, seinen Bunker. Er hört das Aufschlagen, das Eindringen der Bombe. Plötzlich fliegt er, trotzdem er sich vorsah, mit der verzögerten Explosion, wie von einer Faust getroffen, durch den Raum gegen die andere Wand. Wieder und wieder erschüttern die Explosionen den Turm in seinen Grundfesten. Beton leitet Schall und Erschütterung viel besser als Luft, — so breitet sich im Verteidiger das Gefühl aus, die Detonationen erfolgten unmittelbar um ihn herum. Es knistert in den Wänden, Fugen und Risse tun sich auf. Nun muß er hinauf in den Turm an sein Maschinengewehr. Hier erlebt er dies alles noch viel unmittelbarer. Aber zugleich hat nun der direkte Angriff auf die Kuppel eingesetzt. Von verschiedenen Seiten hauen Geschosse, aus großer Nähe abgefeuert, gegen den fast einen halben Meter dicken Stahl. Jedes Auftreffen, jede Explosion erschüttert den Panzer. Dem Mann am Maschinengewehr, in seinem kleinen Raum, erscheint es, als träfe ihn selbst dies Geschloß. Er sieht den Stahl sich beulen, er wartet auf den Augenblick, wo ein Geschloß sein Gewehr zerstört, wo es durch die Scharte ihn selbst zerreißt. Und all das ist unausweichlich, ist pausenlos...

Es gehören Nerven aus Stahl, es gehört ein flammender Kampfwille dazu, einem solchen Angriff standzuhalten. Immer nur einzelne können oben im Turm kämpfen. Aber wie geht der Nachfolger hinauf, welche Gefühle erfüllen ihn, wenn die abzulösende Besatzung herunterkommt, verstörten Blicks, kaum mehr der Sprache, der Bewegung fähig!

Wir haben Festungswerke im Kampf genommen, deren Besatzung fast vollzählig war, von deren Verteidigungsanlagen wir die entscheidenden noch nicht zerstört hatten.

Aber der Kampfgeist ihrer Verteidiger hatte nicht standgehalten.

III.

Viele Millionen Franzosen, Belgier, Holländer trieben während unseres Vormarsches über die Landstraßen, fluteten zurück nach eingetretenem Waffenstillstand. Das Gesicht des Krieges wurde in wesentlichen Zügen durch diesen Flüchtlingsstrom mit gestaltet.

Männer, Frauen, Kinder, einzeln oder zu zweien auf dem Rad, das Kofferchen mit dem Notwendigsten hinten aufgeschnallt. Autoveteranen, die jede kleine Steigung mühsam hinaufkeuchen, neben den elegantesten Limousinen, alle wie auf Verabredung in der gleichen Art beladen: innen meist doppelt soviel Menschen wie eigentlich darin Platz haben, oben, mit Stricken um den Wagen festgebunden, Matratzen und Decken, vorne ein oder mehrere Fahrräder quer vor dem Wagen, hinten je nach Bedarf Koffer, Reservebenzin, ein Tisch, — ich sah auch einen Hühnerstall dort aufgebunden. Eine über 60jährige Frau mit einem Kinderwagen, in ihm Koffer, Kopfkissen, obenauf ein Vogelbauer mit dem Kanarienvogel, — so schiebt sie über die Landstraße, so denkt sie den motorisierten Kolonnen der Deutschen zu entfliehen.

Hunderte, Tausende von Wagen bleiben am Wege liegen, ganze Ströme von Flüchtlingen werden von der Welle dieses rasenden Krieges überholt und stehen plötzlich mitten im Kampf, dem sie zu entrinnen gedachten, schutzlos, ohne Rückhalt und Mittel, mit Weib und Kind dem Zufall ausgeliefert.

Zweifellos trägt an diesem, ihm selbst über den Kopf gewachsenen Übel die Propaganda des Gegners mit ihrer hemmungslosen Verleumdung unserer Truppen ein gerütteltes Maß Schuld. Aber trotzdem zeigt sich an dieser Erscheinung eines der großen Probleme des modernen Krieges: das der Stadt im Krieg. Denn fast durchweg ist der Bauer, wenn er nicht in planmäßig geräumtem Gebiet wohnte, auf seiner Scholle geblieben. Auch ihn hat die feindliche Propaganda, hat damit die verzweifelte Furcht vor den „Hunnen“ erfaßt. Aber die Bindungen, die ihn an seinen Hof und an seine Scholle heften, waren stärker. Der Städter aber hat keine Bindungen; es sei denn Krankheit oder der Geldmangel des Proletariats, die ihn verhindern zu fliehen. Die Städter sind im Krieg wie Flugsand, — die Geopolitik hat diesem Problem bereits eine größere Studie gewidmet, als vor Jahren der Krieg einen der großen Ameisenhaufen der Menschen, die Weltstadt Schanghai, überfiel.

Städte sind im modernen Krieg Schwachpunkte der Verteidigung.

Zwei Beispiele lehren es: Warschau und Rotterdam. Nur der Ansatz zur Verteidigung führte schon auf den Weg völliger Vernichtung. Nur Stunden braucht es, um die Lebensnerven der Großstadt zu zerstören: Wasser und Licht. Zugleich wird die Versorgung, der Verkehr von einem Stadtteil zum anderen, lahmgelegt. Ununterbrochen hämmern die Geschosse, die Bomben des Angreifers in die Häusergruppen. Und nun macht sich der Feind auf, der gefräßig das Werk der Zerstörung vollendet: das Feuer. Keine menschliche Hand ist in der Lage, es zu hemmen oder gar seiner Herr zu werden. Wie eine gewaltige Fackel loht es Tag und Nacht gen Himmel, frißt Häuserblock um Häuserblock. Vor sich her treibt es die Städter, die nicht fliehen konnten, jagt sie dem Angreifer in die Hände. Keine geordnete Verteidigung mehr ist möglich, das Opfer von Werten, an denen vielleicht Jahrhunderte gebaut haben, ist sinnlos.

Demjenigen aber, der geflohen ist, zeigt sich mit harter Deutlichkeit das eigentliche Wesen des Städters: die Heimatlosigkeit. Nichts schützt ihn, niemand nimmt ihn auf. Wo zuerst noch ein Rest Mitleid ihm entgegentrat, wächst unter dem Ansturm der vielen die Verhärtung. Überall abgewiesen und verjagt, bleibt ihm die Schutzlosigkeit der Landstraße, bleibt ihm die eine Matratze, die er ahnungsvoll mitgenommen hat.

Die soziale Struktur der Stadt bricht auf. Der Reiche vor allem flieht, sucht mit seinem Auto die großen Entfernungen. Der Arme muß bleiben oder sieht sich auf kurze Tagesstrecken begrenzt.

Aber es waltet wiederum eine Art ausgleichender Gerechtigkeit über dem Flüchtlingsschicksal: der einfache, im Lebenskampf härtere auf seinem Fahrrad findet immer noch einen Weg, einen Schlupfwinkel. Der Mann im Auto, gebunden an die großen Landstraßen, die zugleich Träger des Kampfes sind, entdeckt die große Hilflosigkeit dessen, der das verweichlichende Polster des Geldes zwischen sich und den Lebenskampf gelegt hat. Wo kein Brot mehr ist, gibt ihm auch das Geld keines. Wo kein Mechaniker mehr arbeitet, kann die größte Geldsumme ihm den Vergaser nicht reinigen. Ein kleiner Griff, und er könnte selbst die Düse durchblasen, ein kurzer Weg, und er hätte sich Kartoffeln aus der Erde gebuddelt, um sie zu braten. Er hat die einfachste Form des Seins nicht gelernt, denn er hatte ja das Geld für sich leben lassen.

Der Bauer aber lebt mit seinem Land und stirbt auf ihm, wenn es sein muß. Er kennt Bindung und Maß; denn er weiß, daß nichts ihn wirklich vernichtend treffen kann, wenn er auf seinem, ihm vertrauten Boden bleibt. So geht das bäuerliche Leben mit einer selbstverständlichen Beharrlichkeit seinen Gang, die uns immer wieder überraschte. Mitten in der Schlacht sah ich Bauern ihre Wiese mähen. Nur durch strengen Befehl waren sie bei Eröffnung des Feuers von ihrem Acker zu entfernen, auf dem sie dem Auffahren unserer Batterie zugesehen hatten, fast ohne ihre Arbeit zu unterbrechen.

Wenn der Krieg der Vater aller Dinge und das Maß ist, an dem letzte Werte endgültig gemessen werden, — und wir wissen heute: er ist es, — dann haben wir vom Schicksal der Stadt im Krieg aus eine klare und harte Lehre in den Frieden mitzunehmen und sie zu erfüllen.

HANS-JOACHIM VON SCHUMANN

Der Wandel der Wirtschaftslandschaft in Elsaß und Lothringen unter der französischen Herrschaft 1918—1940

Obwohl Elsaß und Lothringen nicht viel mehr als 20 Jahre unter französischer Herrschaft stehen mußte, hat sich ein sichtbarer Wandel der Wirtschaftslandschaft und des Volkes, das diesen Raum bewirtschaftet, vollzogen. Es soll deshalb auf Grund der weit zerstreuten Literatur und der persönlichen Kenntnis des Landes gezeigt werden, welche Ausmaße dieser Vorgang angenommen hat. Indes kann man diesen Wandel nur dann verstehen, wenn man einen Blick auf die Zeit von 1871 bis zum Weltkriege wirft; in dieser Epoche ist durch den Aufbau von Industrien aller Art das Landschaftsbild vielerorts völlig verändert worden. Friedrich

Metz¹⁾ beschreibt den Wandel, den das Kulturlandschaftsbild in Westlothringen nach 1871 erlebte, folgendermaßen:

„Verschlafene Dörfer werden aufgerüttelt, ganz neue Siedlungen entstehen, Massen von Menschen strömen in das Land und formen aus ihm etwas anderes, Gewaltiges. Betrug die Bevölkerungszunahme bei einer Anzahl Ortschaften in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einige hundert, so werden von einer ganzen Reihe bisher kleiner Dörfer rasch Einwohnerzahlen von 5000, ja 10 000 erreicht. Aus dem Nichts entstehen Siedlungen und Gemeinden. Auf der Gemarkung Gandringen errichteten 1898 die Rombacher Hüttenwerke die Siedlung Stahlheim, die bereits 1900 nicht weniger als 2092 Einwohner zählte. 1902 wurde Stahlheim zur selbständigen Gemeinde erhoben, die 1910 über 4000 Einwohner zählte. Dieses Wachstum steht aber keineswegs vereinzelt da, wie die nachstehend aufgeführten Beispiele beweisen.

Es ist der Kreis Diedenhofen-West, der von dieser gewaltigen Entwicklung vor allem erfaßt wurde, und dabei steht wieder an erster Stelle der Kanton Hayingen. Im Fenschtales wuchsen die Dörfer zu einer großen Industriestraße und Industriesiedlung zusammen, und die Talsohle wird in ihrer ganzen Breite eingenommen von Werksanlagen, Schienensträngen, Wohnbauten.“

In dieser und ähnlicher Weise wurde weit ausgedehnten Landstrichen Elsaß' und Lothringens der Stempel der neudeutschen Landschaft im Zeitalter der Industrie, Elektrizität und Eisenbahn aufgedrückt. Einige der wenigen Ausnahmen bildet Mülhausen, das bereits vor 1870 nach französischem Vorbild industrialisiert worden war. Ein von F. Metz vorgenommener Vergleich der alten und neuen Meßtischblätter und Stadtpläne zeigt uns, in wie großen Ausmaßen die Landschaft verändert worden ist. Insbesondere waren, nachdem mit Hilfe des Thomas-Verfahrens die phosphorhaltigen Minetteerze aufbereitet werden konnten, neue Schachtanlagen, Erzaschen und Erzaufzüge, Hochöfen, Eisengießereien, Stahl- und Walzwerke, Schmieden und mechanische Werkstätten im nordwestlichen Lothringen errichtet worden und beherrschten weithin die Landschaft. Von 1879 bis 1913 war allein die Minetteerzförderung von 830 000 t auf 21 Mill. t., d. h. um das 25fache gestiegen! In Zusammenhang hiermit hatte man neue Ziegeleien und Steinbrüche in Betrieb genommen. Fernerhin waren in Lothringen neue Salinenbetriebe und Sodawerke erbaut und die Glaserzeugung wesentlich gefördert worden. Bei Pechelbronn waren Anlagen für die Förderung, Aufbereitung und Lagerung von Erdöl entstanden. Im Elsaß waren im Anschluß an die Kaliförderung, die im Jahre 1910 begann, Fabriken für die Aufbereitung dieses Salzes errichtet worden. Selbst die elsässische Textilindustrie, die zunächst infolge der Umstellung unter Absatzschwierigkeiten zu leiden hatte, war wieder aufgebaut, so daß in ihrer Geschichte der Abschnitt deutscher Herrschaft der stetigste gewesen ist.

Werkwohnungen für Beamte und Arbeiter waren im Stil deutscher Siedlungen erstellt worden, z. B. in Hagendingen von der Firma Thyssen. Neue Bahnlinien und Bahnhöfe hatte man errichtet; nur zwei Beispiele von vielen seien angeführt. Aus dem kleinstädtisch anmutenden Bahnhof Metz war ein großstädtischer, trutziger Bau geworden. Straßburg hatte einen gewaltigen Zentralbahnhof erhalten, dessen ausgedehnte Anlagen zu einem neuen Kennzeichen der Stadt geworden sind. Auch eine Regelung des Rheinlaufes, der Bau von neuen Brücken und Häfen, von neuen Elektrizitätswerken, Gasanstalten und Überlandleitungen hatten in der gleichen Richtung gewirkt. Große Verdienste hatte sich die deutsche Regierung auch

1) Der Wandel der Kulturlandschaft in Elsaß-Lothringen im Zeitraum 1871 bis 1914, in „Die wirtschaftliche Entwicklung Elsaß-Lothringens“. Frankfurt a. M. 1931, S. 611.

auf dem Gebiete der Landwirtschaft erworben; sie leitete u. a. die sogenannte Hardtbewässerung in die Wege: Die Bodentrockenheit wurde durch künstliche Bewässerung überwunden, indem das mit Abwässern gemischte Rheinwasser für die Berieselung der Wiesen benutzt wurde. Überhaupt wurden der Pflanzenbau einschließlich des Weinbaus sowie die Tierzucht in jeder Weise gefördert.

So war in der Zeit von 1871 bis zum Weltkriege die Kulturlandschaft nach deutschem Muster umgestaltet worden, und von dem Stil der französischen Provinz war kaum noch etwas wahrzunehmen.

„Es war wie ein einziger großer Wanderungsvorgang, dessen Antrieb von Essen und Dortmund her kam und bis über die Mosel und Maas hinwegreichte. Das deutsche Unternehmertum ahnte kaum, in welche Gegensätzlichkeiten es damit vom rechten Rheinufer her eingriff und welche Geschichte wieder zu Kräften kam, welches Leben auferstand, als von ihm Ruhrkohle und Minette zueinander gebracht wurden¹⁾.“

*

Nach dem Weltkriege ist diese Landschaft, die durch deutschen Unternehmungsgeist stärkstens umgestaltet worden war, nicht nur zu einem industriellen Stillstandsgebiet geworden, sondern infolge der industriellen Abwanderung ist teilweise eine verödete Industrielandschaft entstanden. Denn die Franzosen vollzogen aus wehrwirtschaftlichen Erwägungen eine Standortsänderung der Industrien; aus der gefährdeten Grenzzone mußten die Fabriken in immer steigendem Maße nach den stärker raumgeschützten Wirtschaftsgebieten Frankreichs abwandern. Neugründungen unterlagen in der letzten Zeit der militärischen Kontrolle und wurden deshalb überhaupt nicht mehr im Grenzgebiet zugelassen. Einen Einblick in den Umfang der industriellen Abwanderung erhalten wir, wenn wir die verschiedenen Auflagen der von der „Documentation Industrielle“ herausgegebenen Industriekarten vergleichen. Allein in der Gegend von Forbach sind in der kurzen Zeit von 1925—1930 je eine Metallwarenfabrik, Gerberei, Porzellanfabrik und ein Sägewerk abgewandert.

Dieser Fall steht keineswegs vereinzelt da, sondern ist für viele Teile Elsaß und Lothringens kennzeichnend geworden²⁾. Von den 25 größeren Gerbereien und Lederwerken, die im Jahre 1919 noch arbeiteten, waren im Jahre 1932 nur noch 9 übrig; die Maschinenindustrie war stark zurückgegangen³⁾.

Einzelne Beispiele über die Verödung der Industrielandschaft bringt das Sammelwerk *Géographie Lorraine* (2. Aufl., Nancy 1938). In dem Tal der Meurthe wurde einer der beiden Hochöfen, die sich in Pont-Fleury befanden, abgerissen, und die beiden Hochöfen von Frouard wurden gelöscht, und nunmehr „wachsen die Kornelkirschen (bis 6 m hohe baumartige Sträucher) in den Fabrikhöfen“. Das aktive Leben hat hier aufgehört, und diese industriellen Anlagen sind dem Verfall überlassen. Der Eindruck dieses verödeten Industriegebietes wird noch dadurch unterstrichen, daß die in der Nähe befindlichen Hochöfen von Pompey nicht mehr voll arbeiten (S. 223). Auch Toul, das wegen seiner Lage in der Befestigungszone von der Industrie gemieden wird, kann „die tote Stadt spielen und ein lothringisches Toledo werden“ (S. 242). Zwischen Toul und Dun wurden die vielen kleinen Fabrikbetriebe, die während des Weltkrieges zerstört worden waren, nicht wieder aufgebaut; die dort wohnenden Arbeiter siedelten nach Paris, Südfrankreich und Großbritannien über. „Heute sind ein Denkmal, eine Kapelle und Kalksteine, die unter den Brombeersträuchern verschwinden, die einzigen Spuren dieser Siedlungen“ (S. 271/2). Selbst von dem stark in-

1) Spahn, Wirtschaft und Staat im elsäß-lothringischen Schicksal, in „Die wirtschaftliche Entwicklung Elsaß-Lothringens“. Frankfurt a. M. 1931, S. 22/23.

2) Frankreich. Merkmale der wehrwirtschaftlichen Bewegung. Wirtschaftsdienst vom 24. 3. 39, S. 400.

3) Haegy-Gedenkwerk. Das Elsaß von 1871—1932, 2. Bd., S. 317.

dustrialisierten Nancy wird pessimistisch gesagt, daß die industrielle Zukunft dieser Stadt wohl begrenzt ist (S. 220). Schon im Jahre 1922 arbeiteten von den 25 veralteten Hochöfen, die sich in dieser Gegend befanden, 9 überhaupt nicht mehr. Insgesamt waren in Lothringen, wie das Metzzer Freie Journal vom 17. 3. 21 berichtet, von 65 Hochöfen nur 26 in Betrieb. Als „ziemlich befriedigend“ wurde es im Jahre 1922 bezeichnet, daß von 66 Hochöfen wieder 37 unter Feuer waren. Die Lothringische Volkszeitung schrieb am 26. 7. 21 von dem Rückgang des industriellen Lebens folgendes: „Man hat ehemals sehr blühende Wirtschaftsbetriebe in oftmals jammerbarer Weise heruntergewirtschaftet.“ Die Folge war eine „industrielle Schwindsucht“. Man brauchte nur auf Städte wie Metz, Forbach, Saargemünd und Straßburg zu schauen, um „wirtschaftliche Ruinen zu finden, wie sie kaum irgendwie größer sind“ (Messin vom 8. 3. 22). Besonders wurde das industriell rege Straßburg von der Schrumpfung des Wirtschaftslebens schwer getroffen. „Nach 1918 wurde es wieder zu einer französischen Provinzstadt herabgedrückt, die wie alle ihresgleichen im Schatten von Paris hinzukümmern hatte“ (Völkischer Beobachter, Berliner Ausgabe vom 20. 6. 40). Vergeblich erwartete man die Erstellung neuer Fabriken auf dem Gelände des Straßburger Rheinhafens (Elsaß-Lothringen, Heft 1, 1938, S. 28—29). Bereits vor Beginn des gegenwärtigen Krieges fiel es jedem Besucher auf, „wie still die Stadt geworden war“ (Völkischer Beobachter, Berliner Ausgabe vom 20. 6. 40). In Mülhausen mußten von 1930—1936 vier große Textilbetriebe ihre Pforten schließen. Allein die Zahl der in Mülhausen beschäftigten Textilarbeiter und -arbeiterinnen ging in dem genannten Zeitraum von 12 000 auf 6700 zurück. Am schwersten wurden die Stoffdruckereien getroffen, die im Jahre 1938 aus Mülhausen vollständig verschwunden waren. Im gesamten Ober-Elsaß arbeiteten im Jahre 1930 noch 56 500 Personen, 6 Jahre später aber nur 35 000 Personen in Textilfabriken (Elsaß-Lothringen, Heft 6, 1937, S. 200 und Heft 1, 1938, S. 59). Als letztes Beispiel sei das Städtchen Lauterburg angeführt, dessen industrielles Leben erlosch, wie die Lothringer Volkszeitung vom 18./19. Juni 1939 berichtet; die Erdölraffinerie am Hafen wurde stillgelegt und das dazugehörige Verwaltungsgebäude billig von privater Hand aufgekauft. Auch die übrigen industriellen Betriebe mußten hier ihre Pforten schließen oder ihre Tätigkeit stark einschränken.

Diesen Verfall der Industrielandschaft vermochten die wenigen neuen Gründungen, die von den Franzosen unmittelbar nach dem Weltkriege vollzogen worden sind, nicht aufzuhalten¹⁾. Es waren fast ausnahmslos Scheinblüten, von denen F. Metz sehr richtig sagte: „Man lasse sich doch nicht täuschen durch Scheingewinne des Handels und der Industrie in der Zeit der Inflation²⁾.“ Überhaupt waren die Leistungen der Franzosen gering; den Mülhausener Bahnhof etwa hatten sie nach deutschen Plänen erbaut. Vermehrt hatten sie lediglich die Kali- und Erdölförderung; aber auch dies ist kein besonderes Verdienst, weil die Grundlagen hierfür bereits vor dem Weltkriege in weitgehendem Maße geschaffen waren.

*

Der Zusammenbruch vieler Fabriken war ganz besonders schnell vor sich gegangen, weil die Franzosen systematisch alle deutsch Gesinnten vom volkswirtschaftlichen Leben Elsaß' und Lothringens ausschalteten; dies geschah in einer Weise, die selbst von Franzosen als „wenig glücklich“ bezeichnet worden ist³⁾. Durch diese Maßnahme haben die Franzosen die aus wehrwirtschaftlichen Erwägungen erstrebte Abwanderung der Industrien beschleunigt. Der industrielle Rückgang wurde dadurch noch augenscheinlicher, daß bereits während des Weltkrieges viele Textil-, Nahrungs- und Genußmittelfabriken nach Deutschland abgewandert waren⁴⁾.

1) L'Alsace depuis son retour à la France. II. Bd. Strasbourg 1936, S. 26.

2) Metz, F., Die Oberrheinlande. Breslau 1925, S. 211.

3) L'Alsace s. a. a. O. S. 25.

4) Haegy-Gedenkwerk s. a. a. O. S. 302 u. 307.

Kapp bezeichnete bereits im Jahre 1925 das Elsaß als „ein wirtschaftlich sinkendes, verkümmernendes, welkendes“ Land¹⁾.

Am 20. Mai 1937 schrieb die Elsaß-Lothringer Zeitung, die das Schicksal der Elsässer und Lothringer mit dem der Iren verglich, daß infolge der Abwanderung der Fabriken „blühende Industrieorte in tote Dörfer umgewandelt werden“. Ende Dezember des Jahres 1937 stellte die Zeitschrift Elsaß-Lothringen (Heft 1, 1938, S. 26) fest: „Die neu einsetzende Industrieabwanderung droht sogar, die elsäß-lothringische Volkswirtschaft immer mehr in einen toten Winkel abzudrängen.“ Weiterhin wurde dieser Vorgang als ein „Blutentzug durch die Industrieabwanderung“ bezeichnet (S. 28). Die Verwaltungssitze der einzelnen Industrien waren nach Paris verlegt worden, so daß Elsaß und Lothringen zum „wirtschaftlichen Glacis an der Rheingrenze“ und zu einer „Rohstoffquelle im Kolonialstil“ herabgesunken war (S. 28).

Als im September 1938 die politische Krise in Europa eingetreten war, begann die Räumung Elsaß-Lothringens; allein aus Straßburg waren am 29. September von 190 000 Einwohnern fast 110 000 geflüchtet. Die noch arbeitenden Fabriken wurden geschlossen und ihre Verlegung nach dem Innern Frankreichs beschleunigt (Elsaß-Lothringen, Heft 11, 1938, S. 310/11).

Es wurde jedoch nicht nur die industrielle Stadtlandschaft, sondern vor allem auch die Agrarlandschaft verändert.

Als Frankreich nach dem Versailler Diktat die Reichslande in Besitz genommen hatte, trat eingewaltiger Rückschlag im elsässisch und lothringischen Obst- und Gemüsebau ein. Denn der Absatz im Reich fiel mit einem Schlage aus, und Frankreich hatte kein Interesse an der Abnahme, da die südfranzösischen und nordafrikanischen Gemüse billiger waren. Es kam sogar so weit, daß die elsässer Gemüsesorten selbst auf ihren eigenen Märkten von diesen billigeren südfranzösischen und nordafrikanischen Gemüsen verdrängt wurden. Da die französische Regierung keinen Ausgleich schuf, wurde die Notlage der Gemüsebauern immer verhängnisvoller, und die mit Gemüse bebaute Fläche ging ganz erheblich zurück. Einen ähnlichen Vorgang können wir im Obstbau beobachten. Die Zahl der Obstbäume sank von rund 7 Millionen in der Zeit vor dem Weltkriege auf etwa 5 Millionen im Jahre 1939. Die Anzahl der Obstgärten verringerte sich in Elsaß und Lothringen von 21 700 im Jahre 1910 auf 10 600 im Jahre 1937. Im Elsaß allein belief sich der Rückgang auf über 4000 Obstgärten.

Infolge der Konkurrenz der französischen Weine verringerte sich die mit Weinreben bepflanzte Fläche in Elsaß und Lothringen von 28 000 ha auf 19 000 ha in der Zeit von 1912—1937²⁾. Damit trat ein landschaftsbestimmendes Element stark in den Hintergrund. Besonders in Lothringen nahm auch der Ackerbau ab, und die Fluren begannen zu veröden (Wirtschaftsdienst vom 28. 6. 1940, S. 498). Infolge der innerfranzösischen Konkurrenz ging außerdem die Butter- und Käseerzeugung in den Vogesen zurück. Durch den Bau der Maginotlinie und der hiermit in Verbindung stehenden Anlagen mußten weite Landstriche von den Bauern aufgegeben werden. Die Anklage Elsaß' und Lothringens lautete deshalb u. a. „Ihr habt den schönsten Garten Europas zu eurem *glacis militaire* gemacht“ (Elsaß-Lothringen, Heft 6, 1940, S. 81). Als vollends im Zuge der politischen Krise des Jahres 1938 Frankreich mobil machte, litt Elsaß und Lothringen besonders stark. So schrieb die Lothringer Volkszeitung vom 6. Oktober 1938 folgendes:

1) Kapp, W., Das Elsaß von heute, in „Der westdeutsche Volksboden“; herausg. v. Volz. Breslau 1925, S. 239.

2) Zottmann, A., Die Wirtschaftsstruktur Elsaß-Lothringens. Wirtschaftsdienst, Heft 30, 1940, S. 581/82.

„Kein Gebiet Frankreichs ist von der Mobilisation so in Mitleidenschaft gezogen wie unsere Grenzprovinz. Nirgends sind dem Wirtschaftsleben soviel Kräfte, Menschen, Vieh und Material entzogen worden wie hier. Binnen weniger Stunden waren unsere Dörfer verödet, unsere Felder verlassen, unsere Heimat in ein einziges großes Heerlager umgewandelt. Auf lange, lange Zeit werden wir an den Schäden dieses Septembermonats 1938 zu tragen haben, wenn es überhaupt möglich sein wird, sie je ganz auszuheilen...

In den Gebietsteilen, die vor und in der Maginotlinie liegen, sind durch die jähe Unterbrechung der Herbstarbeiten dem Lande erhebliche Rückstände und Ausfälle entstanden. Wo die Truppen lagen, haben die frisch eingesäten Felder gelitten; stellenweise ist die keimende Saat vernichtet worden. Stall und Scheune und Feld haben mancherorts einen Tribut bezahlt, der auf keinem Requisitionsschein zu finden ist... Ganz besonders schwer hat das Pferdmaterial unserer Bauern gelitten. Nicht alle Tiere sind erhalten geblieben, weil nicht alle, die sie zu pflegen hatten, Verständnis für diese Arbeit hatten. Manche wertvolle Tiere sind eingegangen, andere sind stark entwertet worden durch unsachgemäße Versorgung.“

Als die Bauern in Elsaß und Lothringen im Jahre 1937 gewaltige Viehverluste infolge der Maul- und Klauenseuche hatten, wurde ihnen von Frankreich kaum geholfen. Innerhalb von 6 Monaten waren allein im Unter-Elsaß nahezu 70 000 Tiere erkrankt, von denen ungefähr 3000 eingegangen sind und 1000 notgeschlachtet werden mußten (Elsaß-Lothringen 1938, S. 66—67).

Rückschauend auf die Zeit bis 1871 können wir feststellen, daß Elsaß und Lothringen am besten gediehen und blühten, wenn die Brücken über den Rhein durch keine Grenze gesperrt waren, daß aber wirtschaftliche Ruinenlandschaften entstanden, als diese Verbindungen abgebrochen wurden.

Die Franzosen ließen es jedoch nicht bei diesem gewaltigen wirtschaftlichen Rückgang bewenden, sie wollten das wirtschaftende Volk selbst treffen. Zunächst wurden bereits im Jahre 1918 die altdeutschen Reichs- und Landesbeamten aus Elsaß und Lothringen vertrieben; mehr als 300 000 Menschen mußten abwandern. Sie durften nur soviel mitnehmen, wie sie in einem Handkoffer unterbringen konnten. An ihre Stelle traten Franzosen. Selbst die Männer des Wirtschaftslebens, die altdeutscher Abstammung waren, wurden als Träger des deutschen Gedankens entfernt. Deutsche Geschäftsleute in Stadt und Land, deutsche Handwerker und Arbeiter und deutsche Großindustrielle mußten abwandern. Darüber hinaus wurden deutsche Gelehrte und Schriftsteller, politische und gewerkschaftliche Führer des Landes verwiesen. Viele wurden zur Abwanderung nach dem Innern Frankreichs gezwungen; ich traf z. B. in Paris im Jahre 1936 viele elsässische Arbeiterkolonnen. Im gleichen Jahre waren aus Bühl bei Gebweiler etwa $\frac{1}{5}$ der Einwohner ausgewandert, weil sie nach der fast vollständigen Stillegung der Textilfabriken vor dem Hungertode standen (Elsaß-Lothringen, Heft 3, 1936, S. 138). Im selben Maße wie die Deutschen abströmten, traten Franzosen an ihre Stelle¹⁾. Deutsch gesinnte Elsässer und Lothringer wurden, wenn sie einen Besuch in das Reich unternahmen, verfolgt und wirtschaftlich geschädigt (Elsaß-Lothringer Zeitung vom 9. Dezember 1938). Auch ausländische Arbeiter holten die Franzosen nach Lothringen; im Jahre 1925 wurden 27 000 Italiener und 1000 Polen gezählt; 1931

1) König, Friedrich, Deutschlothringen, Berlin und Leipzig, 1923, S. 98—100.

stiegen diese Zahlen auf 36 000 bzw. 38 000 an. Tschechen, Südslawen, Bulgaren, Litauer und sogar Chinesen und Marokkaner wurden in großer Zahl beschäftigt.

Die Franzosen versuchten, die Assimilationspolitik auch in den deutschen Reichsländern anzuwenden. Sofort nach der Besetzung Elsaß' und Lothringens wurden in den Schulen die französische Unterrichtssprache eingeführt und die deutsche Sprache so sehr beschränkt, daß die Gefahr bestand, die Kinder würden weder deutsch noch französisch richtig beherrschen lernen. Die Volksschule war zu einem Mittel der Entdeutschung geworden. Jahrelang durfte auch kein deutsches Theaterstück aufgeführt werden; erst nach fast einem Jahrzehnt wurden wieder Gastspiele in deutscher Sprache gestattet. Immer wieder versuchten die Franzosen, die innerfranzösische Laienschule einzuführen, um den deutschsprachigen Religionsunterricht, besonders aber den Deutschunterricht zu beseitigen (Elsaß-Lothringen 1937, S. 80). Gegen diesen Versuch, das völkische und kulturelle Eigenleben zu vernichten und eine Entdeutschung vorzunehmen, haben sich die Elsässer und Lothringer mit aller Energie gewendet. Eine machtvolle Heimatbewegung, die am Ende alle Parteizungen überwand, zeigte sich im Jahre 1928 im Prozeß gegen die Heimatrechtler. Bedrückung, Kerkerstrafen und der Opfertod eines Karl Roos, den die Franzosen ohne irgendwelche Beweise wegen angeblichen Hochverrats im Februar 1940 in Nancy erschossen, haben die Elsässer und Lothringer nur entschlossener und fester im Kampf um ihr Volkstum gemacht.

Es kam sogar so weit, daß selbst die chauvinistische „Freie Presse“ in der Ausgabe vom 14./15. Januar 1940 die Frage stellte: „Wie lange noch will die Regierung untätig zusehen, wie das Lebensniveau der gesamten Bevölkerung unserer Gegend immer tiefer sinkt, wie unsere Wirtschaft mit Riesenschritten dem Ruin entgegengeht? Soll unsere Heimat in einen industriellen Friedhof umgewandelt werden, wo weder die Arbeiter noch die Bauern oder die Gewerbetreibenden eine Lebensmöglichkeit besitzen?“ Aber trotz aller niederträchtigen Maßnahmen haben die Franzosen nicht vermocht, Elsaß und Lothringen in Sprache, Kultur und wirtschaftlichem Denken französisch zu machen. Unendliches Leid lösten die Evakuierungen aus, die Frankreich seit der im September 1939 an Deutschland erfolgten Kriegserklärung vornahm. Allein aus Elsaß und Lothringen sind schätzungsweise mehr als 700 000 Menschen nach dem Innern Frankreichs gebracht worden (Elsaß-Lothringen, Heft 1, 1940, S. 4).

Zusammenfassend stellen wir fest, daß Elsaß und Lothringen unter der französischen Herrschaft zu einem wirtschaftlichen Vorfeld herabgesunken war, das als Schild Frankreichs dienen sollte; das kulturelle Eigenleben der deutsch gesinnten Bevölkerung war trotz dauernder Proteste stark eingeengt worden. Das verkümmerte Volks- und Wirtschaftsleben in Elsaß und Lothringen wieder zu erwecken, wird eine der großen Aufgaben sein, die unser harren. Die Vorarbeiten hierfür sind bereits mit nationalsozialistischer Gründlichkeit und Schnelligkeit aufgenommen worden.

G. BARTEN

Die Dobrudschafrage

Aus der Zeit vor Abschluß der Verhandlungen um die Rückkehr der Süd-dobrudscha zu Bulgarien erhalten wir von einem in Bulgarien lebenden Mitarbeiter den nachfolgenden Beitrag, der die Vorgeschichte der Verhandlungen und die verschiedenen Lösungsmöglichkeiten darstellt. Die jetzt getroffene Regelung zeigt die kleine Karte auf Seite 415. Die Schriftleitung.

In diesen Wochen geht das Dobrudschaproblem seiner Lösung entgegen, die hoffentlich eine dauernde sein wird. Es handelt sich hier um mehr als um den Streit um ein kleines Territorium; denn dieses Land ist die einzige Ursache, um deretwegen Bulgarien und Rumänien nicht in Freundschaft leben können. Die Lösung der Dobrudschafrage bedeutet also gleichzeitig eine völlige Bereinigung des Verhältnisses zweier Völker, die vorher jahrhundertlang eng miteinander verbunden waren. Bis in die neuere Zeit hinein hatten Rumänien und Bulgarien nie Krieg miteinander geführt. Ein ähnliches Schicksal unter der Herrschaft der Türken verband sie; und in der Zeit der Befreiung des bulgarischen Volkes im vorigen Jahrhundert fanden seine Freiheitskämpfer in Rumänien immer sichere Zuflucht und einen Ausgangspunkt für ihre Tätigkeit.

Die Dobrudschafrage besteht erst seit der Befreiung Bulgariens im Jahre 1878; damals erhielt Rumänien, der Bundesgenosse Rußlands, die nördliche Dobrudscha im Tausch gegen Südbessarabien, das an Rußland abgetreten wurde. Die Bulgaren hätten den Verlust der nördlichen Dobrudscha unter den vielen unerfüllten Wünschen, die ihnen der Berliner Kongreß 1878 aufzwang, am ehesten vergessen, wenn Rumänien nicht 1913 das durch den ersten Balkankrieg geschwächte Bulgarien gemeinsam mit dessen ehemaligen Bundesgenossen überfallen und die südliche Dobrudscha besetzt hätte — als Kompensation für die Vergrößerung, die Bulgarien an anderer Stelle erfahren habe. Diese Handlung Rumäniens in einer Zeit der größten Not des bulgarischen Staates hat im bulgarischen Volke die ehemals freundschaftlichen Gefühle gegenüber den Rumänen vernichtet. Bei diesen selbst war eine dauernde Furcht vor den Forderungen Bulgariens die selbstverständliche Folge. Im Weltkrieg stand das bulgarische Volk vor der Erfüllung seiner Wünsche, die die Dobrudscha betrafen; es ist selbstverständlich, daß nach den vorangegangenen Ereignissen die ganze Dobrudscha gefordert wurde. Heute nun steht eine Lösung dieser Frage von neuem bevor.

Das Land und seine Bevölkerung

Die Dobrudscha ist das Land zwischen Donau und Schwarzem Meere. Die Grenzen im Westen, Norden und Osten sind klar. Nach Süden zu besteht keine eindeutige Abgrenzung. Durch die historische Entwicklung der letzten Jahrzehnte ist man aber berechtigt, die Südgrenze der Dobrudscha an die 1913 geschaffene Staatsgrenze zwischen Rumänien und Bulgarien zu legen¹⁾. Dieser Raum umfaßt 23 232 qkm. Die Dobrudscha war immer ein Durch-

1) So rechnet der türkische Geograph Hadschi Kalfa um die Mitte des 17. Jahrhunderts auch Aitos, Schumen und Prowadia zur Dobrudscha. (Nach der Übersetzung von Hadschi Kalfas „Rumelien und Bosnien“ durch St. Argirow ins Bulgarische; im Archiv für Siedlungsforschungen, Sofia 1938, Heft II, S. 83.) Nach Ischirkow (Sammelband Dobrudscha, Sofia 1918, S. 4) hat der bulgarische Historiker Papausow 1854 die Dobrudscha bis einschließlich Warna gerechnet. Das Volk legt die Südgrenze der Dobrudscha nördlich der heu-

gangsland von Asien zum Balkan. Alle Stämme, die während der Völkerwanderung auf den Balkan kamen, betraten die Halbinsel in der Dobrudscha. Auch die Bulgaren gelangten auf die Balkanhalbinsel über die Dobrudscha; hier gründete Khan Ispersich das erste bulgarische Staatswesen auf dem Balkan. Im Laufe der weiteren Geschichte kamen noch viele Völker durch die Dobrudscha, z. B. die Kumanen und die Petschenegen. Die Türken erkannten bald den strategischen Wert des Raumes gegen Angriffe von Norden her; sie schufen hier nicht nur starke Festungen, sondern führten eine besonders starke bäuerliche Kolonisation durch. Als das Krimtatarenkhanat an die Türkei angegliedert wurde, zogen tatarische Hilfsheere durch die Dobrudscha zum Kampfe gegen Österreich; als später das Tatarenkhanat von den Russen erobert wurde, wanderten Krimtataren aus der Krim in die Dobrudscha. Die alte bulgarische Bevölkerung war durch die Türken weitgehend verdrängt worden. Während der Kriege zwischen Rußland und der Türkei, die sich zum guten Teile auf dem Boden der Dobrudscha abspielten, wurde das türkische Volkselement sehr mitgenommen. Bulgaren, die im Verlaufe der russisch-türkischen Kriege aus Bulgarien nach Rußland abwanderten, blieben zum Teil in dem nun menschenarmen Lande. Hirten aus dem Balkan bei Kotel zogen in jedem Sommer mit ihren Herden dorthin; auch von diesen wurde ein Teil fest ansässig. So stärkte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts das bulgarische Element wieder. Aus Rußland wanderten andererseits Mitglieder einer besonderen Sekte in die Dobrudscha ein, aus Südrußland und Bessarabien kamen deutsche Bauern in dieses Land. So entstand dort ein rechtes Völkergemisch. Der russische Fürst Tscherkaski, der als Russe die Angliederung der Dobrudscha an Rumänien betrieb, gab 1878 folgende Zahlen über die völkische Zusammensetzung der Einwohner der Dobrudscha: 30 450 türkische Familien, 9091 bulgarische Familien, 6287 rumänische Familien, 2366 russische Familien. Das rumänische Volkstum war also nicht gerade sehr bedeutend.

Der Tausch Bessarabiens gegen die nördliche Dobrudscha

Im Krimkrieg hatte Rußland Südbessarabien an das ehemalige Fürstentum Moldau abtreten müssen. Es handelt sich um einen kleinen Teil Bessarabiens einschließlich des Donaudeltas. Dieses nur 8000 qkm umfassende Land ist aber geologisch deshalb so wichtig, weil es die Donaumündung beherrscht. Aus diesem Grunde hatte man Rußland im Krimkrieg diesen Landstrich genommen; aus dem gleichen Grunde strebte Rußland nach der Wiedergewinnung Südbessarabiens, das gleichzeitig den Zugang zur Balkanhalbinsel bildet.

Im Russisch-Türkischen Krieg von 1877/78 ergab sich eine seltsame Situation. Die vereinigten Fürstentümer Moldau und Walachei, die dem Sultan noch tributpflichtig waren, kämpften als Bundesgenossen Rußlands um ihre völlige Freiheit gegen die Türken. Rußland hatte aber den Wunsch nach einem Land, das sich im Besitze eines dieser Fürstentümer befand. Aus dieser Lage heraus kam Rußland auf den Ausweg, dem Bundesgenossen Rumänien den Tausch Südbessarabiens — ohne Donaudelta — gegen die nördliche Dobrudscha anzubieten. Bulgarien war Rußland und Rumänien gegenüber für die Befreiung zu Dank verpflichtet und ertrug den Verlust an Volksboden in ähnlicher Weise, wie Italien kurz vorher an Napoleon III. Gebietsabtretungen als Dank für die Hilfe bei der Einigung vorgenommen hatte. Im Frieden von San Stefano erhielt Rumänien die nördliche Dobrudscha bis zur Linie Tscherna Woda—Konstanza. Im darauffolgenden Berliner Kongreß wurde dieses Gebiet nach Süden hin vergrößert und die Grenze von einem Punkt der Donau nördlich von Silistra bis zu einem Punkt südlich von Mangalia am Schwarzen Meere gezogen. Rußland erhielt von Rumänien Südbessarabien bis zum Kiliaarm.

tigen Staatsgrenze. Zweifellos umfaßt die 1913 abgetretene Süddobrudscha auch einen Teil des Deli Orman.

Durch die Vereinbarung zwischen Bulgarien und Rumänien wurde die Grenze des Berliner Kongresses als endgültige Grenze festgelegt



Die Reaktion der rumänischen Öffentlichkeit

Als die ersten inoffiziellen Nachrichten über den beabsichtigten Tausch Bessarabiens gegen die Dobrudscha in Rumänien bekannt wurde, protestierte die gesamte rumänische Öffentlichkeit heftig und lehnte den Tausch scharf ab. Die Regierung schloß sich dieser Haltung des Volkes an. Rußland erklärte die Rückgewinnung Südbessarabiens für eine Frage der Ehre. Rumänien hatte andererseits wohl mit dem Gedanken gespielt, daß der Besitz Südbessarabiens einmal der Ansatzpunkt für die Gewinnung des gesamten Bessarabiens sein könnte. Die Dobrudscha bot solche Möglichkeiten nicht. Die rumänische Öffentlichkeit fürchtete im Gegenteil, daß die Angliederung der Dobrudscha an Rumänien das bis dahin noch nie getrübt Verhältnis zwischen Bulgaren und Rumänen verschlechtern könnte. Kammer und Senat lehnten den Gedanken an einen Tausch vorerst vorbehaltlos ab.

Die Haltung der rumänischen Öffentlichkeit, der Regierung und des Parlamentes war damals viel gesünder und realer als in späteren Jahren. Von bulgarischer Seite wird mit Nachdruck gerade auf die damalige Haltung der Rumänen selbst hingewiesen, weil sie eigentlich die jetzt bestehenden Probleme voraussah. Ich gebe einige Auszüge aus den damaligen Parlamentsdebatten und Zeitungsmeldungen wieder, weil sie heute äußerst aufschlußreich sind.

In der Sitzung der Kammer am 7. 2. 1878 erklärte ein Abgeordneter unter dem Beifall des Hauses: „Wir können Bessarabien nicht gegen Kompensationen abtreten ... als wir das Schwert für unsere Unabhängigkeit zogen, haben wir nicht daran gedacht, andere zu berau-

ben. Wir wollen nicht durch Annexion von Ländern, die uns nicht gehören, den Samen für künftige Streitigkeiten säen...¹⁾“ Die Zeitung Telegraphul schrieb am 9. 2. 1878 u. a. „Wir hätten gedacht, daß wir auf Grund unserer Verdienste um die Sache der Freiheit und dank der erfolgreichen Hilfe, die wir unserem großen Nachbar gewährt haben, in Zukunft nicht neuen Versuchen der Amputation ausgesetzt sein würden, neuen Vorschlägen, die noch viel empörender sind als alle anderen, nämlich daß wir unsere eigenen Brüder verkaufen sollen im Tausch gegen eine Bevölkerung, für die wir gekämpft haben und die uns als Eindringlinge in ihr Territorium ansehen würde... daß wir keine Eroberungen jenseits der Donau wünschen, die Feindseligkeiten und Meinungsverschiedenheiten zwischen Rumänen und Bulgaren zur Folge haben könnten²⁾.“ Die Zeitung Romanul schrieb am 9. 2. 1878: „1. Wir treten auf keinen Fall auch nur den kleinsten Teil unseres Landes ab; 2. wir wollen als Entschädigung kein Stück fremden Landes erhalten... Sie (die Rumänen) haben nicht ein Volk befreit, das jahrhundertlang unterjocht war, um ihm darauf einen Teil des Besitzes seiner Väter zu stehlen³⁾.“ Die Zeitung Steana Romaniei schrieb am 8. 2. 1878: „Rumänien will nicht Land erwerben, das seiner Rasse fremd ist. Im Gegenteil, Rumänien kann nur die Entstehung eines ruhigen Bulgariens wünschen⁴⁾.“ Die Zeitung Romania libera schrieb am 16. 2. 1878: „... und doch gibt es diplomatische Kreise, die glauben, daß Rumänien nur eine Komödie spiele, wenn es erkläre, daß es die Dobrudscha nicht im Tausch gegen Bessarabien haben wolle⁵⁾.“ Am 30. 3. 1878 schreibt die Zeitung Telegraphul: „Die Dobrudscha kann eines Tages zu einer neuen bulgarischen Frage führen. Die Gründung eines bulgarischen Fürstentums steht bevor; es besteht kein Zweifel, daß dieses Fürstentum von seiner Entstehung an den Wunsch nach dem Besitz der Dobrudscha haben und seine ganze Politik auf die Wiedergewinnung dieses Landes einstellen wird. Das Nationalitätenprinzip, das Prinzip der natürlichen Grenzen, alles wird letzten Endes zugunsten der bulgarischen Forderungen sprechen. Armes Rumänien! Gelegen zwischen Rußland einerseits, das ihm Bessarabien genommen hat, um ihm die Dobrudscha zu geben, und zwischen Bulgarien andererseits, das nicht glücklich sein wird, solange es nicht die Dobrudscha hat⁶⁾.“ Am 4. 7. 1878 schrieb die Zeitung Romanul: „Was die Annexion der Dobrudscha und die Naturalisierung der Juden betrifft, wird auch die brutalste Gewalt nicht in der Lage sein, uns zu zwingen, dieses Geschenk anzunehmen⁷⁾.“ Am 5. 7. schreibt die gleiche Zeitung: „Wenn uns der Kongreß nicht nur die Dobrudscha einschließlich Silistra gäbe, sondern Gott weiß was noch, auch dann wird das rumänische Volk in den Tausch Bessarabiens gegen die Dobrudscha nicht einwilligen... Nach 5—6 Jahren wird ein neuer Kongreß kommen, mit den gleichen Rechten ausgestattet, d. h. mit gar keinen, und wird uns die Dobrudscha und alles wieder abnehmen, was man uns heute mit soviel gutem Willen gibt...“ „Durch brutale Gewalt könnt ihr uns Bessarabien nehmen. Rumänien wird aber als einziger großherziger Staat Europas als Gegengabe nichts annehmen. Wir werden beraubt sein, und ihr werdet als Diebe dastehen. Das ist das letzte Wort Rumäniens⁸⁾.“ Steana Romaniei schreibt am 5. 7.: „Die Dobrudscha wird in Zukunft eine offene Wunde sein, ein Grund zu Zwistigkeiten zwischen Rumänien und Bulgarien, die immer denen von Nutzen sein werden, die an unseren Zwistigkeiten Interesse haben und einen Krieg zwischen uns wünschen. Das wird in baldiger Zukunft die Ursache für eine neue bulgarische Frage werden⁹⁾.“ In der Kammer legten 46 Abgeordnete einen schriftlichen Protest nieder, in dem es u. a. heißt: „Im Verlaufe von 10—15 Jahren, wenn wir viele Millionen in die Dobrudscha hineingesteckt haben werden, um sie produktiv zu machen, wird die bulgarische Regierung sicher Gründe finden, um von uns die Dobrudscha zu verlangen... Wenn das Rußland genehm sein wird, so wird man uns die Dobrudscha noch leichter nehmen wie heute Bessarabien¹⁰⁾.“

Die Zitate aus den rumänischen Zeitungen und den Parlamentsdebatten gebe ich wieder nach Wladimir Arabow: „Der Tausch der Dobrudscha mit Bessarabien“. Sofia 1939 (bulgarisch). ¹⁾ Seite 43; ²⁾ Seite 44; ³⁾ Seite 45; ⁴⁾ Seite 46; ⁵⁾ Seite 46; ⁶⁾ Seite 55; ⁷⁾ Seite 71; ⁸⁾ Seite 71; ⁹⁾ Seite 73; ¹⁰⁾ Seite 79.

Die Rumänen mußten zum Schluß doch in den Tausch einwilligen und bekamen im Berliner Kongreß sogar ein größeres Stück des Landes, als im Frieden von St. Stefano vorgesehen war. Die nördliche Dobrudscha hat also sozusagen 2 verschiedene Südgrenzen.

Die Frage der südlichen Dobrudscha

Die Bulgaren hätten vielleicht die Frage der nördlichen Dobrudscha als notwendigen Tribut hingenommen. Die Rumänen sahen die möglichen Gefahren sehr genau. Leider haben sie aber später den klaren Blick verloren. Vielleicht hängt das auch mit der völligen Wandlung des inneren Lebens zusammen, die nicht zuletzt durch die Judenemanzipation hervorgerufen worden ist, die man Rumänien im Berliner Kongreß aufzwang. Den Rumänen kam sozusagen der Appetit. Sie sahen, daß sie als Gegengabe für Südbessarabien ein viel größeres und reicheres Land bekommen hatten, das auch viel bessere Häfen bot als Südbessarabien. Der Sorge vor etwaigen Forderungen Bulgariens konnte man jetzt nach rumänischer Ansicht am besten begegnen, wenn man Bulgarien nicht stark werde ließ. 1880 war die Grenze zwischen Bulgarien und Rumänien in der Dobrudscha endgültig festgelegt worden. Schon 1885, während des bulgarisch-serbischen Krieges, erreichte Rumänien eine Veränderung der Südgrenze der Dobrudscha zu seinen Gunsten. Am Ende des ersten Balkankrieges, an dem Rumänien völlig unbeteiligt gewesen war, sicherte es sich Silistra an der Donau. Und als kurz darauf der zweite Balkankrieg wegen der Teilung Mazedoniens ausbrach, fiel Rumänien mit Serbien und Griechenland über Bulgarien her und erzwang die Abtretung auch der südlichen Dobrudscha und von Teilen des Deli Orman, insgesamt von 7609 qkm, die zu den im Berliner Kongreß erworbenen 15 632 qkm hinzukamen. Der Grund war: Kompensation gegenüber den Vergrößerungen, die Bulgarien im ersten Balkankrieg erfahren hatte! Von der alten Einsicht, daß aus solchem Verfahren eine tödliche Feindschaft Bulgariens erwachsen müsse, sehen wir keine Spur mehr. Man rechnet einfach mit Land und Menschen wie mit einer Ware und ist einzig bestrebt, Bulgarien klein zu halten.

Die Rumänen hatten schon seit 1878 die Romanisierung der nördlichen Dobrudscha betrieben. Es folgte das gleiche Bestreben auch in der südlichen Dobrudscha. Das mußte zu einer dauernden Belastung des Verhältnisses beider Länder führen und den Unwillen der Bulgaren immer wieder entfachen. Im Weltkrieg hatte Bulgarien auf eine Rückerwerbung der Dobrudscha gehofft. Nachdem sich diese Hoffnung völlig zerschlagen hatte und Bulgarien alle Not des Diktates von Neuilly erlebte, betrieben die Rumänen die Entbulgarisierung der Dobrudscha mit verstärkten Mitteln. Sie fühlten sich durch den Ring, den die Balkanentente um Bulgarien schloß, völlig gesichert.

Heute hat sich die Gesamtlage in Europa völlig geändert. Die Rumänen sind recht spät zur Erkenntnis dieser Wendung gekommen und stehen nun vor der Notwendigkeit, die alte Frage sofort zu bereinigen.

Bulgarien hat sich in den letzten Jahren außenpolitisch völlig zurückgehalten. Die bulgarische Regierung lehnte konsequent den Eintritt in die Balkanentente ab und verhinderte so die Entstehung eines festgefügtten Balkanblockes. Sie erklärte aber auch wiederholt, auch noch nach Beginn des augenblicklichen Krieges, daß Bulgarien nur eine friedliche Lösung seiner territorialen Forderungen wünsche, daß es sich vor allem von den Auseinandersetzungen der Großmächte fernhalten müsse, weil das seine Kräfte übersteige. Der gegenwärtige Außenminister hat bei seinem Amtsantritt klar zum Ausdruck gebracht, daß Bulgarien bis zum Weltkriege seine eigenen Kräfte überschätzt habe und deshalb immer wieder um den Erfolg gekom-

men sei; daß es deshalb in Zukunft seine Politik seinen eigenen Kräften entsprechend gestalten müsse. Hervorzuheben ist dabei, daß Bulgarien in den letzten Jahren immer von seinen territorialen Forderungen gesprochen hat, diese aber niemals genau umriß. So sind auch die Forderungen gegenüber Rumänien von der bulgarischen Regierung niemals fest formuliert worden; man erlaubt dies auch der Presse nicht. Auch heute bringt die Presse nur ausländische Pressemeldungen ohne jeden eigenen Kommentar, es sei denn, daß man im Schriftsatz einen Kommentar sehen will. Wir müssen uns klar sein, daß verschiedene Möglichkeiten vorhanden sind: 1. Forderung der Süddobrudscha nach den Grenzen des Berliner Kongresses, 2. Forderung eines Teiles der Dobrudscha ohne Anknüpfung an alte Grenzen, und schließlich wäre 3. auch die Forderung der ganzen Dobrudscha nicht ausgeschlossen. Wenn die bulgarische Regierung heute mit der Wiedergewinnung der Grenzen des Berliner Kongresses offensichtlich zufrieden ist, so bedeutet das eine sehr große Zurückhaltung und das Zeichen für den ernstlichsten Wunsch, mit dem nördlichen Nachbar zu einem endgültigen Ausgleich zu kommen.

Im bulgarischen Volke hatte in der letzten Zeit die Hoffnung auf die Rückgewinnung eines größeren Teiles der Dobrudscha gelebt, und auch in offiziellen Kreisen sind solche Möglichkeiten zweifellos erwogen worden. Wie 1878 so erhielt auch jetzt das Dobrudschaproblem durch die Abtretung Bessarabiens an Rußland ein neues Gesicht; denn dadurch wurde die Dobrudscha für Rumänien der einzige Zugang zum Meere. Ein Rumänien, dem man den Zugang zum Meere ganz sperren oder stark einengen würde, müßte in Zukunft ein neuer Herd der Unruhe auf dem Balkan werden. Solche Gedankengänge werden von der bulgarischen Presse täglich erörtert, allerdings immer in der Form der Wiedergabe ausländischer Zeitungsäußerungen.

Die Zurückhaltung in der Formulierung fest umrissener territorialer Forderungen erklärt sich zweifellos aus dem Bestreben, im gegebenen Augenblick, unbelastet durch frühere Erklärungen, das günstigste zu erreichen. Es wird aber auch verhindert, daß Revisionsmöglichkeiten durch zu hohe vorzeitig vorgebrachte Forderungen erschwert werden.

Vor allem ist die Zurückhaltung der Regierung und der Zwang auf die Presse, festformulierte territoriale Forderungen zu unterlassen, aus innerpolitischen Gründen zu erklären. Da die Wünsche des bulgarischen Volkes insgesamt sehr groß sind, wäre es für die Presse ein leichtes, die öffentliche Meinung durch weitgehende und scharfe Forderungen zu erregen; politische Sondergruppen, die es trotz des Parteienverbotes immer noch gibt, könnten durch die Propagierung weitgehender Forderungen leicht Stimmung gegen die Regierung machen. Bei einer zur Leidenschaft erregten Öffentlichkeit könnte die Regierung aber nicht mit voller Realität an Lösungsversuche herangehen, die die Interessen beider Teile ausgleichen. Natürlich bedeutet dieser bewußte Verzicht auf die Unterstützung der Regierung durch eine scharf erregte öffentliche Meinung eine Erschwerung der eigenen Stellung gegenüber den Verhandlungsgegnern.

Im bulgarischen Volk selbst herrscht z. Z. eine große Spannung und Ungeduld; denn Bulgarien ist heute das einzige Land unter unseren Bundesgenossen während des Weltkrieges, das bisher noch keinerlei Erfüllung seiner territorialen Wünsche erreichen konnte.

HERMANN RÖCKEL

Dakar, das Zentrum der seestrategischen Stellung Frankreichs
am Mittleren Atlantik

In weitester Ausdehnung erstreckt sich das Empire Français von den Gestaden des westlichen Mittelmeers bis in die Regionen des zentralafrikanischen Urwaldes am Rande des nördlichen Kongobeckens, und vom Atlantischen Ozean bis an die Grenze des anglo ägyptischen Sudan. Wahrhaft kontinental sind seine Ausmaße, großräumig ist Form und Prägung. So zählt der französische Anteil an Afrika insgesamt 10 583 000 Quadratkilometer, einschließlich der Mandatsgebiete Kamerun und Togo. Demgegenüber machen die französischen Besitzungen in Asien, Ozeanien und Latein-Amerika mit 867 600 Geviertkilometern nur einen kleinen Bruchteil aus. Es sind Vorzüge besonderer Art, die Frankreich veranlaßten, unter dem gesamten Kolonialbesitz gerade dem afrikanischen weitgehende politische Beachtung und koloniale Fürsorge zukommen zu lassen. Nicht nur die größere Nähe und darum leichtere Erreichbarkeit vom Mutterlande her, auch die zusammenhängende Erstreckung in einer Tiefe von über 3000 km reizten dazu. Diese Tatsache forderte zur übergreifenden und vereinheitlichenden Organisation auf. Mag die wirtschaftliche Ausstattung der einzelnen Teilräume, ihre geographisch-klimatische Eigenart, oder die Verschiedenartigkeit der eingeborenen Bevölkerung die Aufgliederung des Ganzen in selbständige Verwaltungsbereiche notwendig machen, eine Tatsache ist es, die ein gemeinsames, alle Teilräume umschließendes Band schmiedet: die wehrpolitische und militärische Sonderstellung des afrikanischen Frankreich. Was bereits im Deutsch-Französischen Krieg von 1870—71 angebahnt, was im Weltkrieg weitgehend ausgebaut wurde und im gegenwärtigen Ringen einen wesentlichen Faktor der französischen Militärpolitik ausmachte, ist die totale Bereitstellung der militärischen Kräfte des französischen Kolonialreichs zur Verteidigung der Interessen der französischen Republik und ihrer kapitalistisch-imperialistischen Ziele. Ihnen wird auch Blut und Leben der nordafrikanischen Völkerschaften geopfert, so gut wie jenes der Schwarzen vom Senegal, Niger und Kongo.

Es soll nun hier nicht die Aufgabe sein, den militärischen Beitrag des afrikanischen Frankreich darzustellen, die Bedingungen dafür aufzuzeigen und die Möglichkeiten des Einsatzes zu untersuchen. Die politischen Verhältnisse, die infolge der Entwicklung im Mittelmeerraum die Machtstellung Frankreichs überschatteten, rücken eine andere Frage in den Vordergrund der Betrachtung. Wenn Frankreichs seestrategische Stellung im mittleren Atlantik zum Gegenstand der nachfolgenden Abschnitte gemacht werden soll, so geschieht dies vor allem, um zu zeigen, welche bedeutsame Aufgabe Französisch-Westafrika für die Sicherung der Kriegführung Frankreichs auf dem europäischen Festland zufallen sollte.

Die hier angeschnittene Frage ist bereits durch ein Ereignis der jüngsten Tage in den Grundzügen umrissen: Großbritannien hat seinen Schiffen die Anweisung gegeben, die Mittelmeerroute, die Hochstraße des Empire, zu meiden und den Umweg um das Kap zu nehmen. Gelingt es, auch diesen zweiten Zufahrtsweg zu unterbinden, dann ist das Schicksal beider Großmächte besiegelt. In diesem Sinne ist es

wohl zu verstehen, wenn Henry Menjaud im April 1939 schreibt: „Ludendorff, qui avait le droit de dire son mot dans l'affaire, allait jusqu'à écrire, que le sort de la prochaine guerre se jouerait en Afrique.“

Die Kapstraße ist nicht erst seit heute in das seestrategische Blickfeld der westmächtlichen Kriegsführung gerückt worden. Aber in den letzten Jahrzehnten trat sie fast völlig zurück. Zwar wurden die altbekannten Stützpunkte der Flotte in Kapstadt, St. Helena, in Lagos und Accra durch Freetown und Bathurst ergänzt, aber sie blieben in Dichte und Ausstattung hinter den andern zurück. Eine erhebliche Steigerung ihres Aktionswertes erhalten sie durch die Einbeziehung der entsprechenden Marinebasen auf französischem Kolonialboden.

Seestraßen haben ihr eigenes wehrpolitisches Gepräge. Sie sind, wie das Meer selbst, stets frei und offen, durch keine Barrieren und Schranken abgesperrt wie die Festländer. Über Tausende von Seemeilen führen sie durch Ozeane und Meere dahin. Seitdem die Schifffahrt das weite, offene Meer zu nehmen wagte, ist jede Behinderung, die in Reichweite der Küsten lag, geschwunden. Nur an wenigen und ausgezeichneten Stellen, wo Landspitzen und Vorsprünge weit in die See hinausragen, oder dort, wo die Kontinente bis auf wenige Kilometer aneinanderrücken, ist, wie das Meer selbst, auch die freie Fahrt eingeengt und verriegelt. Es sind jene Punkte in der Beziehung von Land und Meer, die von jeher die Aufmerksamkeit der Seestrategie auf sich gelenkt haben. Aber auch an anderen Stellen kann die Seefahrt nicht auf ein Verhältnis zum Land verzichten. In Kriegszeiten ist sie mehr denn je auf die Küsten und ihre Hafenplätze angewiesen. Im Wesen der Seestraßen liegt es weiterhin begründet, daß nicht die Küste schlechthin tauglich und befugt ist, im Zusammenwirken mit den Kräften, die zum Schutz und zur Sicherung der Verkehrswege zur See in Dienst gestellt sind, zusammenzuarbeiten. Stets sind es nur einzelne, durch Lage und Ausstattung bevorzugte Punkte der Küste, die dieser Aufgabe zu dienen imstande sind. Sie müssen in sich eine Reihe von Eigenschaften vereinigen, um das leisten zu können, was seestrategisch verlangt wird. In meiner Studie zur „Geopolitik der Seeräume“ habe ich die Gesamtheit dieser maritimen Ausstattung das Lagepotential genannt. Die Karten der Weltmeere weisen an bedeutsamen Punkten der Festländer, Halbinseln und Inseln eine ganze Anzahl wichtigster Raumstellen auf, die infolge ihrer Lagebeziehung zu den Seeräumen oder in ihnen ihre Funktion zugewiesen erhielten. Stützpunkte und Sicherungsräume für die auf den Ozeanen verkehrenden Kriegs- und Handelsschiffe zu sein. Flottenbasen, Seekriegshäfen und Marinestützpunkte sind es, die von allen seefahrenden Mächten im eigenen Machtraum oder auf kolonialem und überseeischem Boden angelegt wurden. Nur England hat es fertig gebracht, seine Flottenstützpunkte auch auf dem Hoheitsgebiet fremder Staaten und im Lebensraum anderer Völker einzurichten und teilweise über Jahrhunderte hin zu behaupten. Wer erinnert sich hier nicht an die seestrategisch so wichtigen Stellungen im Mittelmeer von Gibraltar über Malta nach Zypern und Alexandria? Italien ist im östlichen Mittelmeer diesem Beispiel gefolgt und hat als Gegenzug zum britischen seestrategischen Festungsdreieck Alexandria—Haifa—Zypern die Inseln des Dodekanes ausgebaut.

Auf dem afrikanischen Festland gibt es infolge seiner geschlossenen und verhältnismäßig wenig gegliederten Küstenformen nur einige Raumpunkte, die durch besondere Lagebeziehung zu den Seestraßen ausgezeichnet sind: Ceuta—Gibraltar, an der Pforte zum westlichen Mittelmeer, Kapstadt am Stoß zweier Ozeane und, seit der Vollendung des Suezkanals, Port Said—Suez. Des geringwertigeren Lagepotentials wegen sind ihnen gegenüber Biserta, Oran, Tunis, Casablanca, Agadir, Freetown, St. Helena, Port Natal, Mozambique, Sansibar, Tschibuti von neben-, wenn auch nicht von untergeordneter Bedeutung. Zu den drei Flottenstützpunkten, die durch ihr seestrategisches Potential von jeher ungeteilte Beachtung erfuhren, ist seit etwa drei Jahrzehnten ein neuer getreten. Es ist Dakar an der Küste Französisch-Westafrikas. (Afrique française occidentale.) Bereits im Weltkrieg hat es, wenn man

Tunis 1881 und Marokkos 1904—11 den zweiten Pfeiler der französischen Kolonialherrschaft in Afrika. Nun galt es noch, das dazwischenliegende Gebiet zu befrieden und in das größere Frankreich einzugliedern, eine Arbeit, deren Durchführung und Ausgestaltung bis heute nicht vollendet ist. Die Überwindung der weiten, durch viele Hunderte von Kilometern führenden Verkehrswege im Gebiet der westlichen und mittleren Sahara ist trotz Einsatz von Flugzeug und Auto noch immer mit großen Schwierigkeiten verbunden. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden die militärischen Unternehmungen vollendet, die bis Timbuktu und an den Tschadsee führten. Die französische Kolonialgeschichte nennt hier eine Reihe von bedeutungsvollen Namen, wie Binger, Monteil, Hourst, Joffre, Archinard, Gouraud und nicht zuletzt Marchand. Sie bezeichnen nicht nur die verschiedenen Etappen des Vordringens, zum Teil sind sie die Vertreter einer Räume übergreifenden imperialen Idee gewesen, wie gerade Marchand. Verwaltungsmäßig erfolgte zu Beginn dieses Jahrhunderts eine straffere Zusammenfassung. So wurde 1904 der Sudan, Mauritanien, Guinea, die Elfenbeinküste und Dahome im „Empire Colonial“ zusammengefaßt und das Generalgouvernement „Afrique occidentale“ geschaffen. Dakar ist dessen Hauptstadt. 1857 war es ein kleines Negerdorf, als „Faidherbes sie ausersah“, Hauptstadt und Vorplatz Französisch-Westafrikas zu werden. Heute zählt es bereits über 50 000 Einwohner.

Worin besteht nun die seestrategische Sonderstellung Dakars innerhalb der maritimen Position Frankreichs im mittleren Atlantik?

Die Beantwortung dieser Frage erfordert zuerst die Untersuchung der Besonderheit der lagemäßigen Ausstattung Dakars; denn nur dann werden die Maßnahmen verständlich, die zu dessen Ausbau getroffen und die Vorkehrungen, die zu seinem Schutze ins Werk gesetzt wurden. Die Schwierigkeit der Überlandverbindungen vom volkreichen Süden, die geringe Leistungsfähigkeit der transsaharischen Verkehrseinrichtungen, die auf der 1500 km langen Fahrt von Gao zur nordafrikanischen Küste einen Massentransport von Gütern und Menschen vorsieht, drängten dazu, eine neue Route auszubauen. Als eine solche wurde die Seestraße gewählt. Dakar ist seiner Lage entsprechend als Zentrum geeignet wie keine andere Stadt. Nur wenige Kilometer östlich von Kap Verde liegen Stadt und Hafen. Es ist dies jener Punkt, wo die westafrikanische Küste aus ihrem vorwiegend nordsüdlichen Streichen südostwärts einbiegt. Nach der Menge der umgeschlagenen Güter und Waren steht es an dritter Stelle, kommt also nach Marseille und Le Havre. Eine vorgelagerte vulkanische Insel wurde im Laufe der Jahrhunderte landfest. Alluviale Anschwemmungen im Verein mit einer Hebung des Bodens bildeten die Grundlage zum Hafenbassin. Diese Tatsache hätte an sich zwar wohl kaum ausgereicht, um Dakar zu einem Flottenstützpunkt unter Aufwendung von erheblichen Geldmitteln auszubauen. Als Küstenpunkt wohnt ihm eine weitreichende Lagebeziehung inne. Es greift nämlich weiträumig über die ortsgebundenen Verhältnisse anderer Hafenstädte, die an den Schenkeln des Küstenwinkels liegen, hinaus. Dakar trägt kontinentales Ausmaß. Von seiner westlich vorgeschobenen Raumlage reckt es sich hin zu andern Erdteilen. Im Süden ist es das Kap der guten Hoffnung 4600 qkm, nach Norden reicht die Fernroute bis Brest 3700 km. Westwärts wird sowohl der Süden der vereinigten Staaten (Neurleans 7100 km) als auch die mexikanischen Petroleumbäfen (Veracruz 8000 km) und der Vorplatz der venezuelanischen Erdölraffinerie Curacao (5500 km) angeschnitten. An der Gegenküste des Südatlantik sind Rio de Janeiro (4900 km) und Buenos Aires in den Aktionsbereich Dakars einbezogen. So erhalten die Versorgungsgebiete Südamerikas Anschluß an die französische Kriegswirtschaft. Dakar ist Sammelbecken und Stapelplatz kriegswichtiger Rohstoffe, die es in Speichern, Kais und in Hafenanlagen anhäuft, um sie in einer einzigen und

ausschließlichen Richtung weiterzuleiten: nach den Häfen des westlichen Frankreich. „Dakar et Brest, les deux poles essentiels de la voie imperiale Française, sur celle-ci la flotte de combat avec sa dure mission: draguer de tout ennemi la route des cargos.“ In Dakar werden die Transportflotten zusammengestellt; dort übernehmen die leichten Seestreitkräfte von kleinen Kreuzern und Zerstörern ihren Auftrag als Geleitzüge. Dazu kommen noch die aus dem eigentlichen Hinterland Dakars, aus Französisch-Westafrika und Äquatorial-Afrika kommenden bodenständigen Erzeugnisse an Ölen, Fetten und tropischen Produkten.

Für die Erfordernisse des Handelsverkehrs reichte die natürliche Ausstattung des Hafenbassins aus, dagegen nicht für die Bedürfnisse der Kriegsflotte. Für größere Einheiten vor allem ist die Wassertiefe des Hafens zu gering. Die in den Jahren 1929 bis 1935 aufgeworfene Hafemole, die den Schutz gegen die Südwestmonsune übernehmen soll, bildet die Basis für die Hafenerweiterung. Seit 1938 ist der Ausbau des Hafens zum Kriegshafen verstärkt in Angriff genommen worden. Millionen von Franken wurden aufgewendet, um ein Schwimmdock anzulegen, ein wesentliches Erfordernis für die Überholung von Kriegsfahrzeugen. An die südliche Mole schließt sich ein in Arbeit befindlicher Seedamm von 2500 m Länge an, der mit der nördlich gelegenen die Verbindung aufnimmt, um so ein völlig abgeschlossenes Hafenbecken zu erhalten, an dessen Außenseite bereits heute die 35 000 Tonner ankern können. Von dort aus läßt sich die Versorgung und Verladung viel einfacher durchführen als auf einer offenen Reede. Eine besondere Anlage für Aufnahme von U-Booten ist gleichfalls vorhanden.

Eine wesentliche Bedingung für die kriegsmäßige Ausstattung ist die Versorgung mit Brennstoffvorräten. Neu angelegte, auch verdeckte Ölspeicher mit einem weitverzweigten Zuleitungsnetz aus den Tankbehältern auf dem Lande sind vorhanden. Mit dem militärischen Schutz der gesamten Hafenanlagen ist die Insel Gore betraut. Sie liegt dem Flottenstützpunkt gerade gegenüber, ist schwer bestückt und trägt eine wohleingerichtete Küstenverteidigung. Die Franzosen nennen Gore mit Stolz das „atlantische Gibraltar“. Auf dem Festlande wird das Fort de Bel Air genannt.

Es mutet recht eigenartig an, wenn man erfährt, daß die französische Marineleitung ein regelrechtes Angriffsmanöver auf Stadt und Hafen Dakar durchführte, um die Punkte eines möglichen Angriffs auszumachen und die Abwehrkräfte zu erproben. Die einzige mögliche Gefährdung sieht man in einer Landung feindlicher Seestreitkräfte auf der Halbinsel des „Grünen Vorgebirges“. Ein „militärisch umfassendes Landungsmanöver“, das im Jahre 1938 in Szene gesetzt wurde, sollte den Erweis der Abwehrmöglichkeit erbringen. Dabei wurden Land-, See- und Luftstreitkräfte vereint eingesetzt. Wie berichtet wird, soll es sich gezeigt haben, daß „infolge der Steilküste, an anderen Stellen wegen der Flach- und Sumpfküste eine natürliche Erschwerung jeder Landung“ vorhanden ist.

Wie bereits einleitend angedeutet wurde, ist das Wehrpotential eines Flottenstützpunktes neben der ihm eigenen lagemäßigen Ausstattung abhängig von den ihn flankierenden oder den ihn frontal oder rückwärtig abschirmenden Hilfsstellungen im Gesamtgefüge des zu einem System der Verteidigung ausgebauten Stützpunktnetzes. Darum muß hier die Frage noch beantwortet werden, von wo her Dakar Flankenschutz erfahren kann. Dies schließt zugleich die Frage nach den Ansatzstellen einer möglichen Bedrohung von anderer Seite her ein. Die Küste, die sich von Kap Verde nordwärts zieht, ist zur Landung größerer Einheiten völlig ungeeignet. Dies nicht nur, weil auf einer mehr als 2000 km langen Küstenlinie brauchbare Häfen fehlen; sondern weil Steilküsten, flache Sand- und Dünenküsten oder Riffe und Klippen ein natürliches Hindernis bilden. Dies gilt für St. Louis mit

seiner hohen Sandbarre an der Mündung des Senegal, so gut wie für die in Mauritanien gelegenen Hafenplätze (Port Etienne vor allem) oder Villa Cigneros in Rio de Oro. Eine ungeheure Erschwerung für militärische Operationen zu Lande bildet die geographische Beschaffenheit des Küstenstreifens bis zum Wadi Draa im Norden: Steppe, teilweise sogar Wüste, mit wenigen, für einen größeren Bedarf nicht ausreichenden Wasserstellen.

Die Trockenzone reicht an vielen Orten Mauritaniens und in Rio de Oro bis zum Küsten-saum selbst. Daher wird Port Etienne von Tankschiffen, die aus Bordeaux kommen, mit Wasser versorgt, während die spanischen Fischereiplätze ihr Trinkwasser von den Kanaren erhalten. Darum findet man auf der ganzen Strecke keinen Platz, der auch nur eine nennens-werte Aufgabe im Stützpunktsystem übernehmen könnte.

Fast 2000 km von Dakar entfernt liegt das uns wohlbekannte Agadir, das einen ausgezeichneten Hafen besitzt. Er wird von einem mächtigen Felsklotz überragt. Wohl ist der Anfang zum Ausbau als Marinebasis gemacht. Es liegt auch ein Gut-achten des französischen Admirals Darlan vor, das jedoch der Öffentlichkeit nicht bekanntgegeben wurde. Casablanca dagegen hat infolge seiner Lage auf dem letzten Drittel des Weges von Dakar nach Brest als Ruhepunkt größere Wichtigkeit. Sie wird noch dadurch vermehrt, daß es den Anschluß an das algerische Bahnnetz ver-mittelt, während das Hinterland von Agadir an rückwärtige Versorgungsgebiete nur auf weite Entfernung angeschlossen ist. Die offene Reede Casablancas ist durch eine Mole gedeckt. Durch die stärkere Verzahnung der Hafenstadt mit ihrem Hin-terland reicht sie in den militärischen und politischen Wirkungsbereich des Mittel-meers hinein. Daher wird sie in der französischen Reichsverteidigung als der äußerste westliche Flankenschutz der nordafrikanischen Stellung geführt und als atlantische Flankierung Gibraltars angesetzt. Dieses steht wiederum in Wechsel-wirkung zu Biserta, Oran (Mers el Kebir).

Die Fortsetzung des nördlichen Teiles der Seestraße Dakar—Brest ist bis in die Reichweite der Flottenstützpunkte im Mutterland von der Gestaltung der politischen Beziehungen und der Bewertung der jeweiligen Machtstellung der beiden Verbündeten Frankreich und England bei den atlantischen Anrainern der Fahrstraße abhängig. Portugal darf dabei infolge seiner jahrhundert-alten freundschaftlichen Beziehungen zu Großbritannien kaum als Gefährdung einzusetzen sein. Anders dagegen steht es mit Spanien. Es liegen hier einige Fragen vor, die je nach Ent-wicklung der machtpolitischen Lage bereinigt werden müssen.

Weit geringer dagegen sind nach französischer Meinung die Gefahrenmomente, die auf dem südlichen Schenkel des Stützpunktsystems in Rechnung zu stellen sind. Bereits die ganze Küstenzone bietet auf Grund ihrer naturgegebenen Form und Ausstattung gegen eine Überraschung von der See her erhebliche Hindernisse. Wohl sind in den Flußmündungen der Riasküste günstige Ankerplätze vorhanden; aber sie sind durch Lagunen, Sandbänke und Sumpfwildnis von dem offenen Meer ab-geschlossen. Vor allem sind es die Sandbarren, die einen nicht zu überwindenden Wall bilden und die jeden in ihrem Schutz liegenden Hafenplatz für größere See-schiffe unerreichbar machen. Um auch von der Südflanke her dem Zentrum aus-reichende Flankendeckung zu sichern, wurde im Verlauf der letzten beiden Jahre mit dem Ausbau möglicher Stützpunkte begonnen. Dies gilt sowohl für Kaolak am Salum, wie für Zinginchor am Casamance. Hinter Kap Verde beginnt eine andere Küstenform. Es ist die Lagunenküste. Auch sie ist für Fahrzeuge mit größerem Tiefgang unzugänglich. Eine besondere Stellung nimmt Konakry ein. Im Zuge der Errichtung eines weithin reichenden Stützpunktsystems ist ihm die besondere Auf-

gabe der Überwachung der anliegenden Küstengewässer zugewiesen, vor allem der Bissagos-Inseln und der Küsten Portugiesisch-Guineas und Liberias. Vom Ende der südost streichenden Küstenlinie greift der Gürtel der militärischen Anlagen über nach Abidschan an der Elfenbeinküste, von dort nach Kotonu in Dahome. Den Endpunkt bildet das deutsche Duala in Kamerun. Dieser Teil der seestrategischen Stellung ist maritim kaum ausgebaut. Die Flugstützpunkte müssen diese Lücke in der Reihe der Seebefestigungen ausfüllen.

Damit wurde ein zweiter Faktor des Ausbaues angeschnitten, der luftstrategische. Denn auch die Luftwege bedürfen zu ihrer Sicherheit und Überwachung der Luftflotte, der, wie der Verlauf des Krieges zeigt, ein sehr erheblicher Kampfwert zukommt. Sie bildet wegen ihrer Weiträumigkeit die nicht hoch genug einzuschätzende Ergänzung der Verteidigungskraft eines maritimen Stützpunktnetzes. Abhängig ist der Einsatz der Luftstreitkräfte vor allem von der Bodenorganisation. Diese ist in Westafrika keineswegs zufriedenstellend ausgebaut. Die luftstrategische Aufgabe eines Flugstützpunktsystems ist nicht damit erfüllt, daß die eine oder andere Linie für den Verkehr ausgebaut ist, weit mehr kommt es darauf an, sie ineinander zu verzahnen; dem Bedürfnis ihrer gegenseitigen Unterstützung und wechselseitigen Flankierung gerecht zu werden. Für die hier zur Betrachtung stehenden Seeräume mit der Tausende von Kilometern sich erstreckenden Küstenlinie ist dies eine bisher noch nicht bewältigte Aufgabe. Sie wird noch erschwert durch die Tatsache, daß die einzelnen Küstenstationen durch nichtfranzösische Besitzungen voneinander getrennt sind. Auf der nördlichen Fluglinie zwingt das spanische Rio de Oro dazu, Ausweichstrecken vorzusehen, während am südöstlichen Schenkel des Winkels portugiesische und spanische Gebiete sowie die Negerrepublik Liberia Umwege erfordern. Dazu muß man weiterhin bedenken, daß im gesamten Landraum keine Fabriken für die Ergänzung von Ausfällen vorhanden sind. Man ist auf Lagerung und Vorrat angewiesen, bleibt also stets von der Versorgung durch die Industrie im Mutterland abhängig.

Heute versieht die zivile Luftfahrt den regelmäßigen Flugdienst entlang der westafrikanischen Küste. Der Streckenflug beträgt bis Dakar über 4000 km. Ausgangspunkte sind Marseille bzw. Bordeaux. Beide Linien vereinigen sich auf nordafrikanischem Boden, nachdem sie spanisches und portugiesisches Land überquerten. Von Tanger verlaufen sie gemeinsam über Rabat, Casablanca, Agadir, Villa Cisneros, Port Etienne und St. Louis zum Flughafen von Dakar, Uakam. Von hier aus erfolgt der Abflug nach Südamerika. Der Wasserflughafen bei Hann in der gleichnamigen Bucht, der vom Fort de Bel Air gedeckt wird, erweitert die Ausstattung der Luftbasis Dakars. Für die Weiterführung der Luftfahrtstrecke auf afrikanischem Boden ist Kotonu an der nigerianischen Grenze bedeutsam. Es ist der Endpunkt der Luftlinie durch die Sahara; aber auch der Drehpunkt der transafrikanischen Strecke Algier—Fort Lamy—Brazzaville—Elisabethville—Madagaskar. Damit greift der maritime Flugverkehr, der an der Küste entlang läuft, in den terrestrischen über und schafft den Anschluß an den großen transsaharischen Flugverkehr, der seinen Hauptknotenpunkt in Gao am Niger hat. Dieser verkehrsgeographisch wie militärisch gleich wichtige Luftstützpunkt versorgt infolge seiner zentralen Stellung die Verbindung nach allen Richtungen. Anschlußlinien führen südwärts nach Konakry und Kotonu in Dahome, westwärts nach Dakar—St. Louis, nach dem Tschadsee im Mittelsudan und selbstverständlich auch nordwärts nach Tunesien, Algerien und Marokko.

Der seitliche Anschluß Dakars in seiner Funktion als Mittelpunkt der seestrategischen Stellung am Atlantischen Ozean an den Überlandweg der französischen Luftfahrt schneidet die Frage der erdräumlichen Flankierung an. Hier sind es Eisenbahn und Auto, die als rückwärtige Verbindung des Flottenstützpunktes ein-

gesetzt werden können. Der Bahnbau hat sowohl von Dakar aus wie von den Küstenstädten der Guineaküste das volkreiche Hinterland des Senegal und des Niger aufgeschlossen. Es fehlt ihm aber die letzte Ergänzung: die Strecke nordwärts durch die Sahara nach den Hafenplätzen des Mittelmeers. An dessen Stelle ist der Verkehr durch Autobusse getreten. Seine Linien sind darum ausschließlich für die Nordsüdverbindung ausgebaut. Die Abzweigung bei Colomb Beschär in Südalgerien und die Kreuzung bei Fort Gouraud am Südrande der Erg gestattet im Notfall eine Umstellung in die Ostwestrichtung. Damit erhielt Dakar als seestrategische Basis eine zusätzliche Aufgabe: an Stelle der bisher dafür angesetzten Mittelmeerhäfen in Französisch-Nordafrika den Zustrom von Truppen und Rohstoffen aufzufangen und weiterzuleiten.

Seit 1938 stellte man sich in Frankreich auf eine neue Lage um: Die atlantische Route mußte die gefährdete Verbindung im Mittelmeer ersetzen. Die Verflechtung Dakars und der von ihm überwachten Seewege mit den Überlandverbindungen läßt erkennen, daß Dakar in seiner Existenz und in seiner maritimen Aufgabe von Vorgängen auf dem festen Lande nicht unabhängig ist. Aber auch von der See her glaubte man in Frankreich Grund zur Beunruhigung zu haben.

Nicht umsonst sind die französischen Flottenmanöver bis Dakar ausgedehnt worden. Dadurch weckte man in Frankreich das beruhigende Gefühl, daß die Marineleitung alles tun werde, um die Sicherheit der Verbindung auf dem Atlantik aufrechtzuerhalten.

R. G. HAEBLER

Von der Sklavenjagd zur Baumwolle Die Geopolitik des anglo-ägyptischen Sudan

Raum

Der anglo-ägyptische Sudan ist eine Erfindung der europäischen Politik. Seine Grenzen sind nicht von der Natur, sondern von den Menschen abgesteckt: im Norden gegen Ägypten von den beiden Partnern selbst, gegen Lybien durch den römischen Vertrag vom 21. Juli 1934; die übrigen Grenzen: gegen Französisch Äquatorialafrika, gegen den Kongostaat, Uganda und Kenya und gegen das italienische ostafrikanische Imperium, wurden durch allmähliche Vermessungen und Abmachungen festgelegt.

Geologisch ist der östliche Sudan eine Beckenlandschaft. Eine Ebene, die zuweilen durch Hügel und Berge unterbrochen wird: im südlichen Kordofan erheben sich die Nubaberger über 1000 m hoch, und die aufgesetzten vulkanischen Eruptivkegel des Gebel Marra im Darfur steigen bis 3000 m. Das Klima weist große Abwandlungen auf. Der äquatoriale Süden mit seiner doppelten Regenzeit ist feucht und heiß, auch noch in Khartum beträgt die durchschnittliche Januartemperatur 22°. Die Böden wechseln zwischen Wüste, eisenhaltigen Sandbecken, schwarzen Tonen zu mächtigen fruchtbaren Tonmergelablagerungen, und das südliche Beckengebiet ist Schwemmland. In der nubischen Wüste wachsen Akazien und Büschelgras, die lybische Wüste hat kaum pflanzliches Leben, wo aber Regen im nördlichen Sudan fällt, da ist Baumgrassteppe und wachsen jene Akazien, die das Gummi arabicum für die ganze

Welt liefern. Dazwischen stehen riesige Affenbrotbäume: ausgehölte und gut abgedichtete Stümpfe mit Wasser gefüllt. Tankstellen für Mensch und Vieh, eine profitable Angelegenheit für den Besitzer, der sich sozusagen als Wasserdeterding des Sudans fühlen kann. Im südlichen Sudan mit seinem Wasserreichtum wächst, was wachsen kann, bis hinüber zu den Galeriewäldern der Nilkongowasserscheide.

Die Wasser des Sudan sind die geopolitischen Adern in dem konstruktiven Organismus dieses Staates — der ja im Grunde nur ein verlängertes Ägypten ist. Da sind die gewaltigen Sumpfflüsse im Süden und die Hochwasserflüsse im Osten, aus dem abessinischen Bergland.

Der Bahr el Gebel, aus dem später unter gütiger Mitwirkung einiger Kameraden der Weiße Nil wird, beginnt mit gewaltigen Stromschnellen, um dann flach zu versumpfen, in einem Gebiet, das etwa so groß wie Bayern ist. Aber trotzdem hat er dann immer noch 450 cbm/sec Wasser. Der Blaue Nil führt Ende August 5500 cbm/sec Wasser nach Khartum — im April sind es nur 150, immerhin noch eine gute Leistung gegenüber jenen Flüssen des Sudan, die wie der Atbara in der Hochwasserzeit mit 2000 Kubik in der Sekunde einherbrausen, um dann vom Mai ab ausgetrocknet zu sein.

Die Tierwelt des Sudan entspricht den Vegetationszonen: früher konnten die Lords vom Globetrotterklub im Sudan das Großwild in aller Gemütsruhe vom Schiff aus abschießen: Elefanten, Giraffen, Büffel, Krokodile, Flußpferde, Gazellen, Antilopen gab es in Massen, Löwen, Leoparden und Hyänen ebenso wie Pelikane, Kormoran, den Marabu und den Kronenkranich. Es war ein vom lieben Gott, der Sonne und dem Wasser gesegnetes Jagdrevier. Als dann beinahe alles zusammengeknallt war, besann sich die Regierung und erließ Schongesetze.

Menschen

In diesem Raum leben nicht minder vielfältige Rassen, Völker, Stämme. Immer wieder strömten neue Wellen wandernder Menschen in diese ungeschützte Landschaft. Nomadisierende Hamiten und Araber leben im Norden mit ihren Kamelen, Ziegen und Schafen; Neger, die Hackbau treiben und Rinder züchten, hausen im tropischen Süden: sie zerfallen in vielfältige und unterschiedliche Stämme, mit oft sehr verschiedenen Sitten. Da sind die Niloten: langköpfige, langbeinige, wollhaarige Stämme, die heute am oberen Nil sitzen, aber in verschiedenen Wellen von Süden einwanderten. Unter ihnen die kriegerischen Dinka, die zwar ohne viel Aufhebens Menschen töten und Sklaven handelten, aber ihre Rinder weder schlachten noch verkaufen; sie leben in großen Hütten, jede Familie für sich, aber jede hat auch 15 bis 20 Kinder. Am Bahr el Gebel hausen die Nuer, die auf 400000 Köpfe geschätzt werden. Am Westufer des Weißen Nil ziehen sich die Weiler der Schilluk hin, Hütte an Hütte den Fluß entlang, ein einziges großes Dorf. Die Schilluk sind das einzige Negervolk des Sudan, das ein ausgesprochen religiös-politisches Königtum mit vollkommenen Staatsaufbau, mit Ministern und Gouverneuren und Häuptlingen entwickelt hat und deshalb auch den Sklavenjägern und dem Mahdi Widerstand leisten konnte, während andere Stämme, wie die Bongo, die man vor 1850 auf 300000 schätzte, heute nur noch als Splitter von 5000 Menschen existieren. Dann gibt es in Clans organisierte Stämme im Übergangsgebiet zum Hackbau, die seit unvordenklichen Zeiten ein ausgezeichnetes Bewässerungssystem entwickelt haben.

In den Sumpfgebieten des Südens existieren Restvölker, Pygmäen und Kannibalen. Seltsame sprachliche Verhältnisse findet man in den Nubabergen — dort können sich die Einwohner der zwei oder drei überraschend sauberen Dörfer, die auf einem solchen Berg in schwer zugäng-

lichen versteckten Rückzugsgebieten liegen, nicht mehr miteinander sprachlich verständigen: ihre Dialekte sind zu verschieden.

Ganz anders liegen die Verhältnisse in den nördlichen und östlichen Teilen des anglo-ägyptischen Sudan. Hier leben Hamiten, Araber und arabisierte Stämme. Sie sind meist Nomaden. Bei manchen Stämmen wird die Milch religiös verehrt: nur die Männer dürfen melken. Nur in Kürbisgefäßen, nie in Ton oder gar Blech darf die Milch aufbewahrt werden. Dieser Stamm ist zugleich der Züchter der besten Reitkamele. An der eriträischen Grenze lebt ein Stamm, der vermutlich der letzte Rest der vordynastischen altägyptischen Bevölkerung ist. Zu den arabisierten Stämmen gehören die Baggara — leidenschaftliche, grausame, fanatische Mischlinge, die Soldaten einst des Mahdi, die Sklavenjäger des 19. Jahrhunderts. Ganz anders sind die Nubier des Niltals, Abkömmlinge der äthiopischen Dynastie, die um 500 v. Z. hier einwanderten. Sie sind Händler. Die Sehnsucht nach der Heimat der Vorfäter scheint heute noch in ihnen zu leben: sie gehen als Händler, Fremdenführer, Hotelangestellte nach Ägypten, um dann ihr Alter zu Hause als angesehene Kleinrentner zu verbringen.

Die Nordvölker sind Mohammedaner, die Südvölker Heiden: die Gesetze des Sudan verbieten im Norden die christliche Mission, im Süden wird sie gepflegt, wobei die verschiedenen Missionsgesellschaften ihre nach Stämmen abgegrenzten Tätigkeitsbezirke haben. Seit 1922 erhalten sie auch von der Regierung Subventionen.

Geschichte

Die Geschichte des östlichen Sudan ist sehr alt. Sie beginnt mit der Kolonisation unter der XII. Dynastie. Um 1000 v. Z. entstand das erste äthiopische Königreich: um 700 reichte es hinüber bis zum Euphrat. Dann hören wir von einem römischen Vorstoß unter Nero bis ins Gebiet der Sümpfe. Und dann schweigt die Geschichte, bis im 7. Jahrhundert die Araber in den Raum am oberen Nil vorstoßen. Reiche entstehen, Reiche zerfallen. Am längsten erhielt sich das Reich des Sultans Suleiman Soloag, das um 1600 gegründet wurde — sein später Enkel fiel im Jahre 1916 als Sultan von Darfur gegen die Engländer.

Die moderne Geschichte beginnt mit der Eroberung des Sudan durch ägyptische Heere im Jahre 1820. Schon zwei Jahre nach dem Einmarsch wird Khartum gegründet als Residenz des Generalgouverneurs. Die Kolonialpolitik der ägyptischen Herren bestand im wesentlichen in einer dauernden, gewaltsamen Ausplünderung des jahrhundertlang geschonten Landes und in der Einführung eines großzügigen Sklavenhandels.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wird Europa auf den Sudan aufmerksam: als erster erscheint 1846 der Papst Gregor XVI., der Zentralafrika zu einem apostolischen Vikariat erklärt und Missionare schickt. Dann schicken die Engländer Konsuln und verlangen Handelsfreiheit. Es entstehen Handelsfirmen mit Monopolcharakter unter der Leitung von Europäern und Arabern, überall am Nil werden Lagerhäuser angelegt. Die Entwicklung geht vom Tauschhandel zum Viehraub, endlich zum Menschenraub. Die ägyptischen Herren sind mehr oder minder offizielle Teilhaber, und ein besonderer Skandal war es, als sich herausstellte, daß auch der britische Konsul in Khartum, der ehrenwerte Mister Pheterik, unter der gleichen schmutzigen Decke steckte. Die Schätzungen über die Zahl des Sklavenexports jener Jahre gehen weit auseinander: aber man darf 25 000 bis 50 000 jährlich an-

nehmen, was bei der Technik des Sklavenfangs das drei- bis vierfache an tatsächlichem Menschenverlust bedeutete.

Dann empörte sich Europa, und auch England entdeckte seine Humanität und christliche Verantwortung nebst kolonialpolitischen Möglichkeiten. Im Jahre 1869 erhält Sir Withe Backer die oberste Gewalt im Sudan; sein Nachfolger wird Charles Gordon. Mittlerweile hatte aber der Mahdi die grüne Fahne des Propheten entfaltet und marschierte nilabwärts.

Im Januar 1883 vernichtete er das 10 000-Mann-Heer unter General Hicks. Gordon wurde in Khartum eingeschlossen. Nach 276 Tagen Belagerung erstürmten die Derwische die Stadt. Gordon wurde enthauptet. Der ganze Sudan ist nun in der Hand des Mahdi. Der asketische Prophet einer religiösen und sozialen Revolution ward nun in der schrankenlosen Macht, mit samt seinen Trabanten, soweit er sie nicht köpfen ließ, ein Fresser, Säufer und Hurer, und preßte den Sudan an Menschen und Gut bis auf das letzte aus. Nach 15 Jahren Herrschaft waren drei Viertel der Bevölkerung ausgerottet, drei Viertel des einst bebauten Bodens lagen brach. Gladstone in London hatte zu alledem sein Desinteressement erklärt. Erst als Italien im Osten, Frankreich im westlichen und Belgien im südwestlichen Afrika Expeditionen nach dem Sudan ausrüsteten, als Marchand quer durch Afrika nach Faschoda vorstieß, griff auch London ein. Lord Kitchener besiegte am 2. September 1898 die Truppen des Mahdi bei Khartum. Es war der erste Sieg moderner Strategie und moderner Waffen in Afrika: 8000 Mann Briten und 17 000 Mann ägyptischer Truppen standen 50 000 Mann Mahdisten gegenüber. Aber Kitchener hatte, zum erstenmal in der Geschichte, Maschinengewehre, eine neue Erfindung, und hatte Kanonenboote auf dem Nil und eine Eisenbahn als Zufuhr — am Abend der Schlacht waren 20 000 Derwische tot, 16 000 verwundet und 4000 gefangen. Die Engländer hatten 30 Tote!

Der Sudan war frei — aber wem fiel er nun zu: Ägypten oder England?

Die Antwort lautete nach dem Zugeständnis der europäischen Mächte: beiden!

Wirtschaft

Als England durch das Kondominatsabkommen vom 19. Januar 1899 unter formaler Mitbeteiligung Ägyptens die Herrschaft über den Ostsudan übernahm — der westliche Sudan ist französisches Gebiet —, da waren für London im wesentlichen politisch-strategische Gründe und eine noch unbestimmte koloniale Bedeutung im Rahmen seiner Afrikapolitik dafür maßgebend.

Sklavenjagden und Mahdismus hatten unter der Bevölkerung schlimm gehaust: von den einst 8,5 Mill. Einwohnern waren 3,5 Mill. durch Seuchen, 3,2 Mill. durch Krieg und Sklavenjagd hinweggerafft worden. Man darf 75% Menschenverlust in den Jahren 1880 bis 1900 als richtig annehmen. In vielen Teilen des Landes lagen 75% des vorher bebauten Landes brach. Raub und Seuchen hatten unter dem Vieh gewütet. Im Jahre 1885 zählte man am Nil bei Khartum 3000 Wasserräder; 1900 waren es nur noch 70! Die Brunnen waren verschüttet. Die Nomaden hatten keine Herden mehr.

Von den etwa 1,8 Mill. Einwohnern um 1900 waren 35% Bauern und Städter; die übrigen waren Nomaden, davon $\frac{3}{4}$ ohne wirtschaftliche Bedeutung. Die Regierung erklärte alles Land, das in den letzten fünf Jahren nicht bebaut worden war, als ihr Eigentum. Auf der Grundlage der Land Tax Ordinance wurden planmäßige Landverpachtungen vorgenommen. Ein auf die verschiedenen Produktionsformen abgestimmtes Steuersystem wurde geschaffen: Nomaden zahlten zuerst in Vieh, später in Geld, nachdem der Handel wieder eingesetzt hatte, der durch diese steuertechnische Umstellung wiederum bewußt gefördert wurde. Bei großen Stämmen entrichtete der Scheich einen pauschalen Tribut.

Die Bauernsteuern bestanden aus der Landsteuer, die eine gestaffelte Bodensteuer war, und aus der Uskurststeuer, einer Ertragssteuer, die außerdem nach Land unterschied, das vom Regen-

fall oder von der Bewässerung abhängig ist, dazu kamen noch Sondersteuern für Datteln und Baumwolle. Im Süden wurde die typisch koloniale Kopf- und Hüttensteuer erhoben. Nach etwa 20 Jahren schon hatte sich die Bevölkerung verdoppelt. Am 31. Dezember 1936 wurde die Zahl von 5 946 000 Einwohnern festgestellt. Doch kommen immer noch nur 2,3 Köpfe im Durchschnitt auf 1 qkm der 2 611 000 qkm des Sudan. Gegenüber Ägypten mit nominal 16 Köpfen auf 1 qkm, praktisch aber mit 452 Einwohnern auf 1 bewohnbaren qkm, ein sozusagen menschenleeres Gebiet! Eine Viehschätzung im Jahre 1937 ergab: 2,7 Mill. Rinder, 2,5 Mill. Schafe, 2 Mill. Ziegen und 420 000 Kamele. Die Handelsstatistik führt 1937 eine Einfuhr im Wert von rund 80 Mill. RM. auf, deutscher Anteil 2 Mill. RM. Die Ausfuhr heimischer Waren bezifferte sich auf 102 Mill. RM., davon für 2 Mill. RM. nach Deutschland. Auf den Kopf der Bevölkerung entfallen 12 RM. Ausgaben für Einfuhr und 17 RM. Einnahme für Ausfuhr.

Bei einer Beurteilung der sudanesischen Wirtschaft im einzelnen muß berücksichtigt werden, daß die Produktionsmöglichkeiten innerhalb dieses Raumes sehr verschieden sind — was sich schon oberflächlich aus den angeführten klimatischen, meteorologischen und geologischen Voraussetzungen ergibt: es gibt vielleicht wenige Gebiete, an deren Beispiel man das geopolitische Wechselspiel zwischen Natur und Zivilisation, beides im weitesten Umfange, so instruktiv erkennen kann.

Die Aufgabe für die kolonisierende Verwaltung des Landes mußte und muß auch weiterhin also heißen: aus den gegebenen natürlichen Bedingungen durch entsprechende zivilisatorisch-technische Maßnahmen die natürliche Produktivkraft zur Entfaltung zu bringen. Das ist weitgehend und mit Energie auch durchgeführt worden, nachdem man in London erkannt hatte, daß der Sudan nicht nur von strategischer Bedeutung, sondern auch einer bedeutenden wirtschaftlichen Entwicklung unter großkapitalistischen Methoden fähig war. Beiden Zielen dienten vor allem die Verkehrspolitik und das gewaltige Bewässerungsprogramm des Sudan.

Verkehr

Der Sudan verfügt von Natur aus über bedeutende Wasserstraßen. Ihr einziger verkehrspolitischer Fehler im Zeitalter der Weltwirtschaft besteht darin, daß sie im Sudanraum bleiben und praktisch nicht zum Meere führen. Der Nil ist durch seine Katarakte in seinem Mittellauf eher ein Verkehrshindernis als ein Weg. Nach Osten gibt es keinen Wasserweg: hier schieben sich als gewaltige Riegel zwischen den Sudan und das Rote Meer die hohen Randgebirge Abessinians. So konnte sich im wesentlichen nur ein spärlicher Binnenhandel entwickeln, der teils auf dem Nil und seinen großen Nebenflüssen, teils auf Karawanenstraßen sich abwickelte, der im nördlichen Sudan durch Kamele, in der Mitte durch Rinder, im Süden durch Träger durchgeführt wurde. Aus diesen natürlichen Voraussetzungen ergaben sich verkehrspolitisch für die moderne Erschließung des Sudan drei Folgerungen: Ausbau der Schifffahrt, Bau von Eisenbahnen, Anlage von Autostraßen.

Die Sudanschifffahrt sah sich nach der Mahdizeit zunächst vor die Aufgabe gestellt, die gewaltigen Flußgebiete, die von der Suddvegetation verstopft waren, für die Passage frei zu machen. Eine Reihe Dampferlinien wurden eingerichtet. Von 1911 ab gingen die meisten in den Besitz der Regierung über. Eine Statistik des Jahres 1914 gibt 33 Dampfer, 17 Schlepper, 329 Barken und 10 Kanonenboote an. In der Folgezeit entwickelte sich mit dem steigenden Verkehr auch die Schifffahrt weiter.

Die erste Eisenbahn des Sudan war aus rein militärischen Gesichtspunkten gebaut worden. Es war die Strecke von Wadi Halfa nach Abu Hammed, die Kitchener

372 km lang durch die Wüste legte. Sie diente zunächst nur der Beförderung von Truppen und Kriegsmaterial. In diesem Feldzug gegen den Mahdi bewies die Eisenbahn ihre große strategische Bedeutung für koloniale Zwecke. Bau und Betrieb verursachten große Schwierigkeiten — jeder Zug mußte 7000 Gallonen Wasser mitführen. Die Strecke wurde 1899 bis Khartum weitergeführt — das waren 1000 km in drei Jahren.

Das Eigenartige an allen Eisenbahnlinien des Sudan aber ist, daß sie keinen direkten Anschluß an das ägyptische Eisenbahnnetz hatten. Die Gründe liegen auf der Hand: der Sudan sollte nicht zu eng mit Ägypten verbunden sein! Dies zeigte sich noch deutlicher, als die Strecke vom Nil nach Osten an das Rote Meer zu dem ebenfalls neu erbauten Hafen Port Sudan gebaut wurde: der gesamte Handel des Sudan sollte nach diesem Hafen gehen, also von Ägypten vollkommen abgelenkt werden — daher auch der symbolische Name! Sicher sprachen auch rein handelstechnische Gründe dafür, denn auf dem Weg von Khartum bis Alexandria mußten die Waren fünfmal umgeladen werden. Man hat diese Eisenbahnstrecke nach Port Sudan deshalb auch einen „künstlichen Mündungsarm des Nil“ genannt, und Bahn wie Hafen sollten sehr bald ihre große wirtschaftliche Bedeutung erweisen.

1911 folgte die Fortsetzung der Nilstrecke nach Süden, zunächst dem Blauen Nil entlang, dann nach Westen abbiegend über den Weißen Nil durch die Gezira bis El Obeid in Kordofan. Im Osten wurde eine Nebenlinie der Port Sudan-Bahn südwärts nach Kassala gebaut — an die abessinische Grenze. Im Jahre 1937 verfügte der Sudan über ein Eisenbahnnetz von 3244 km. Der Betrieb besitzt 157 Lokomotiven und 1827 Güterwagen. In dem genannten Jahre wurden 1,21 Mill. Personen und 0,72 Mill. t Güter bei 526 Mill. t/km befördert. Die sudanesishe Eisenbahn ist ein profitables Unternehmen des Staates: 1937 wurden 2,22 Mill. äg. Pfund eingenommen, die Ausgaben beliefen sich auf 1,03 Mill., was einen Überschuß von 1,19 Mill. äg. Pfund ergab, rund 100% Gewinn! Allerdings hat in den letzten Jahrzehnten der Sudan auf neue Eisenbahnen verzichtet: das Auto verdrängt hier, wie in ganz Afrika, die Lokomotive.

Das Straßennetz des Sudan ist naturgemäß sehr weit ausgedehnt. Der Bau selbst verursacht in diesem Raum wenig Schwierigkeiten, da das Land meist eben ist. Die Schwierigkeiten lagen und liegen in der Erhaltung der Straßen. Schuld daran ist der äquatoriale Regen. Die ersten Straßen waren deshalb meist sogenannte Schönewetterstraßen — während der Regenzeit waren sie nicht befahrbar. Sie erforderten dauernde Überwachung. Ein zweites wichtiges Moment war die Anlage von Brunnen längs der Straßen, die heute allerdings nicht mehr die Bedeutung haben, wie in der Zeit vor dem Weltkrieg, da das Tempo eines Kraftwagens selbstverständlich ganz andere Voraussetzungen schafft. Die revolutionäre Bedeutung des Kraftwagens in kolonialen Gebieten muß auch in dieser Beziehung beachtet werden. Meist wurden Straßen nur dort angelegt, wo weder Schiffswege noch Eisenbahnen das Land erschließen, von Zufahrtsstraßen abgesehen. Schon sehr früh (1907) wurden Kraftwagen eingeführt, vor allem in jenen Teilen des Sudan, wo die Eingeborenen nur ungern sich zu Trägerdiensten bereit fanden. Der amtliche Sudanreport für 1912 gab damals schon 20 000 km ausgebaute Straßen an.

In neuester Zeit wurden für den zunehmenden Kraftwagenverkehr auch einzelne Allwetterstraßen angelegt. Vor allem im Süden des Landes, der ohne Eisenbahnen ist, wurde der Straßenbau beschleunigt durchgeführt. Regelmäßige Autolinien befahren etwa vom Knotenpunkt Juba, der Endstation der Nilschiffahrt nach Süden, die großen Verkehrsstraßen nach Belgisch-Kongo, Uganda und Kenya. Die wirtschaftliche Bedeutung dieser Straßen erweist sich in dem zunehmenden Transport von Transitgut aus diesen Ländern bis nach Port Sudan, erleichtert durch eine entsprechende Zollpolitik.

Seit 1922 gibt es auch Flugzeuge und Flugplätze im Sudan, zuerst allerdings nur zu militärischen Zwecken: es ist interessant, wie alle Maßnahmen der Verwaltung in dieser getarnten Kolonie Englands zunächst von rein strategischen Überlegungen diktiert waren.

Wasser

Das Bewässerungsproblem ist nicht nur für Ägypten, es ist auch für den Sudan eine lebenswichtige Frage. An sich führen die großen Flüsse, der Bahr el Gebel, der Bahr el Chasal, der Sobat, der Weiße und der Blaue Nil genügend Wasser mit sich. Aber das meiste verdunstet unterwegs: beim Bahr el Chasal sind es 30 Milliarden cbm — das 15fache seiner Menge beim Einfluß. Der Weiße Nil fließt durch ein 700 km langes, bis zu 400 km breites tropisches Sumpfgebiet, so groß etwa wie Bayern: mindestens 80% seines Wassers geht verloren. Die Aufgabe lautet also: das Wasser stauen und rationell verteilen!

Zunächst bestritt Ägypten dem Sudan das Recht, Wasser zu stauen. Erst 1904 wurde ein grundsätzliches Einverständnis erzielt, das 1929 in dem Nile Waters Agreement seine letzte Form erhielt. Die Pläne für den Weißen Nil sehen eine Regulierung der großen Seen in Uganda vor und eine Verhinderung des Wasserverlustes in den Sümpfen. Es sind gigantische Projekte mit vielen technischen Schwierigkeiten und manchen noch ungeklärten Problemen.

Bis jetzt sind nur die zwei ersten, wichtigsten Etappen zurückgelegt. Der erste Staudamm des Sudan, dessen Bau schon 1913 beschlossen wurde, aber erst nach dem Weltkrieg durchgeführt werden konnte, ist der Sennar-Makwar-Damm des Blauen Nil; er wurde 1926 eröffnet. Er ist 3300 m lang, 33 m hoch und 26 m breit. Seine Schleußen lassen 15000 cbm Wasser in der Sekunde durch. Die Staufähigkeit des 80 km langen Beckens beträgt eine halbe Milliarde cbm, einen Monat braucht man zum Füllen des Beckens. Es kann immer erst nach der Hochflut gefüllt werden, da sonst Schlamm statt Wasser im Staubecken gespeichert würde!

Der zweite große Staudamm des Sudan liegt bei Gebel Aulia am Weißen Nil. Der Damm wurde nach vier Jahren Bauzeit 1937 vollendet. Der Stausee ist 300 km lang und faßt zwei Milliarden cbm Wasser.

Diese beiden gewaltigen Bauten sind nur der Anfang eines noch gewaltigeren Sudanbewässerungsprogramms. Die Frage ist nur: ob sich solche Anlagen rentieren? Nun, man kann dem Engländer vieles vorwerfen: aber rechnen kann er. Man kann sogar sagen: er rechnet selbst dort, wo er sich verrechnet! Aber im Falle Sudan wurde der wirtschaftliche Beweis erbracht durch die Gezirabaumwolle, deren erste Voraussetzung der Bau des Makwardammes war. Daß diese Dämme auch eine politische Bedeutung haben und in das politische Kalkül Londons gehören, davon wird später die Rede sein.

Baumwolle

Schon im Jahre 1900 nahmen englische Sachverständige Prüfungen im Sudan vor, welches Gebiet sich zum Anbau von Baumwolle eigne. Boden und Klima der Landschaft Gezira wurden als vorzüglich befunden. Nur das Wasser fehlte. Die Gezira ist das Landdreieck zwischen Weißem und Blauem Nil, südlich von Khartum. Die Fachleute waren sich einig darin, daß reine Eingeborenenkultur nicht in Frage komme. Eingeborenbaumwolle ist nicht konkurrenzfähig. 1905 wurde zunächst das Sudans Plantations Syndicate gegründet, um auf Versuchsgütern die Facharbeiter, Aufseher, Baumwollbauern herauszubilden. 1912 lagen die ersten Ergebnisse vor: nun wird auch Lancashire auf die Gezirabaumwolle aufmerksam. Ein Jahr

später garantiert die englische Regierung die erste Anleihe zum Bau des Makwadammes. Neue Flächen werden in Angriff genommen, neue Versuchsgüter errichtet — aber immer noch fehlt die Hauptsache für die ganz große Produktion: das Wasser, viel Wasser!

Erst nach dem Weltkrieg konnte das Projekt mit Energie angegriffen werden. Im Oktober 1919 wurde der grundlegende Vertrag zwischen der Sudanregierung und dem Syndikat abgeschlossen: der Staat übernimmt den Bau der Dämme, der großen Kanäle, der Bewässerungsanlagen. Eine Anleihe von 13 Mill Pfund wurde aufgelegt. Das Syndikat baut die kleinen Kanäle, führt das Geschäft, stellt die Pächter an, bildet die Arbeiter aus, stellt die Traktoren, das Saatgut, verarbeitet die Ernte, verkauft sie, finanziert und führt den ganzen Betrieb, technisch, wissenschaftlich, kaufmännisch.

Es ist ein gewaltiges Projekt: die gesamte bewässerbare Fläche der Gezira beträgt 1 260 000 ha. Zunächst werden allerdings nur 300 000 Fedan Land, das sind 126 000 ha, in Angriff genommen. Es wird von einem ausgedehnten Bewässerungssystem versorgt: über 100 km Hauptkanal mit 9000 km Nebenkanälen bringen das Wasser in natürlichem Gefälle an die Felder. Um eine planmäßige Landordnung durchführen zu können, wurde zunächst alles Land auf 40 Jahre den Besitzern abgepachtet: in der Gezira Land Ordinance von 1921 wurde hierfür die gesetzliche Unterlage geschaffen. Die gesamte Fläche wurde dann in 10 000 Pachtgüter abgegrenzt: jeder der früheren Besitzer erhielt ein Pachtgut von 30 Fedan (12,6 ha) jeweils auf ein Jahr: ein Drittel mußte er mit Baumwolle bepflanzen, ein Drittel stand ihm für Getreide und Grünfutter frei, ein Drittel mußte er jeweils brach liegenlassen. Dafür erhielt er: Bewässerung, Saatgut, technische Überwachung, Verkaufsorganisation und 40% des erzielten Baumwollpreises abzüglich der Kosten für Pflügen, Entkörnen und Verkaufsspesen, alles etwa 10%. Außerdem hatte er noch sein Getreide und seine Futterpflanzen und genoß auch eine Steuerbefreiung. Selbstverständlich hatten sich die beiden anderen Kontrahenten nicht vergessen: von den übrigen 60% der Einnahmen erhielt die Regierung 35% und das Syndikat 25%.

Im Jahre 1925 wurde mit der Bewässerung der gesamten Anlage begonnen. Es war sofort ein großer Erfolg — auch finanziell, denn damals war die Zeit der Hochkonjunktur. Die Reineinnahme betrug für jeden Pächter 90 ägyptische Pfund — etwa das gleiche in Pfund Sterling: eine ungeheure Summe für die schwarzen Bauern der Gezira!

Aber schon wenige Jahre später kam die Krise, — die Krise aller Neukulturgebiete. Der Weltmarktpreis für Baumwolle fiel. Anormale Regenzeiten überfluteten das Land — plötzlich hatte man viel zu viel Wasser! Jahr für Jahr überfielen gewaltige Heuschreckenschwärme die Plantagen. Eine Bakterienkrankheit brach unter den Pflanzen aus. Eine Blattrollerart setzte sich fest und zerstörte Busch um Busch. Die Folge war ein gewaltiges Absinken der Ertragsfähigkeit: kaum der vierte Teil wurde geerntet, und der Reingewinn sank gar pro Fedan von einst 30 auf noch nicht einmal 2 ägyptische Pfund! Das gewaltige Geziraunternehmen schien dem Untergang geweiht.

Selbstverständlich traf man sofort Gegenmaßnahmen. In den botanischen Laboratorien gelang es eine neue, gegen Bakterien und Blattroller widerstandsfeste Sorte zu züchten: die X 1530, eine vielsprechende Zahl! Es wurde die zweijährige Brache eingeführt, und die Baumwollfelder mußten isoliert angelegt werden. Im Jahre 1934 war die Krise überwunden. Der Ertrag stieg. Und die Pflanzler hatten gelernt, daß es nicht nur gute Jahre gibt, in denen man den noblen Pächter mit Privatauto spielen kann, während man die Ärmern in den Baumwollfeldern schuften läßt...

Die schlechten Erntejahre hatten auch die Finanzprobleme erneut aufgerollt. Die Folge war eine Erhöhung des Regierungsanteils auf 40%, während das Syndikat auf 20% herabgehen mußte. Hierzu nur einige Zahlen: der Zinsdienst betrug 1930 rund 730 000 Pfund. 1930 war aber ein schlechtes Erntejahr: die 40%ige Einnahme betrug nur 144 000 Pfund! Nach der Krise, 1935/36, war aber die Einnahme schon wieder auf 873 000 Pfund gestiegen. Das Syndikat verteilt seit Jahren 10% Dividende, und bei guten Ernten wurden auch Bonus ausgegeben. Auch durch Einführung eines besseren Fruchtwechselsystems und Stickstoffdüngung durch Sesamkuchen wurden Ertragssteigerungen aller angebauten Pflanzen erzielt. So gab es 1937 in der Gezira insgesamt 809 000 Fedan (rund 340 000 ha) bebautes Land. Davon waren der vierte Teil mit Baumwolle, der achte Teil mit Durra, kleinere Teile mit Lobia bepflanzt, der Rest war Brache.

Wirtschaftstheoretisch stellt sich das Geziraunternehmen als eine Art Staatsbetrieb dar, dessen Kapitalmacht der Staat, die Betriebsführer das Syndikat, die Arbeiter die Bevölkerung sind: eine neue Form der Kolonialwirtschaft — weder reine Plantagenwirtschaft, noch Eingeborenenkultur, aber vielleicht diejenige Form, welche auf die Dauer für Tropengebiete die intensivste Art der Ausbeutung darstellt.

Neben dem Geziragebiet ist das Barakadelta am Roten Meer ein wichtiger Raum für die Produktion von Sudanbaumwolle. Der Fluß bringt genügend Anschwemmungsschlamm, um eine jährliche Ernte zu sichern.

Die Methoden des Anbaus sind in diesem Gebiet bei Tokar ganz anders als in der großlandwirtschaftlich organisierten Gezira. Hier wird das Land alljährlich in Parzellen aufgeteilt, die dann an die umwohnenden Nomadenstämme verpachtet werden. Die Saat vollzieht sich ganz primitiv: im Frühjahr werden in den Schlamm mit einem Stock Löcher gebohrt, der Same wird hineingelegt — nach drei Tagen ist die Pflanze da! Alles Weitere bis zur Ernte bleibt der Natur überlassen. Die Nomaden ziehen mit ihren Herden über den Sommer in die kühleren Berge. Im Herbst aber bevölkert sich die Tokarebene: die einheimischen Nomaden kommen zurück, Arbeiter strömen von weither, arme Mekkapilger verdienen sich einen Reisezuschuß, plötzlich wimmelt es von Menschen in den Baumwollfeldern. Alle Arbeiten werden von Regierungsaufsehern überwacht. Die Tokarbaumwolle ist qualitativ die beste Baumwolle Afrikas. Die Geziraplantagen beziehen ihr Saatgut von hier.

Eine dritte Art der Baumwollpflanzung ist der Anbau auf Regenfall. Schon diese Bezeichnung sagt, daß sie vor allem in den Regengebieten des südlichen Sudan in Frage kommt. Verwendet wird hierbei amerikanische Upland Baumwolle. Bei dem ausgedehnten Regengebiet ist der Anbau von Regenbaumwolle räumlich und mengenmäßig sozusagen ein unbegrenztes Zukunftsland. Im südlichen Sudan gibt es noch weithin unerforschtes, fruchtbares Land: wasserreiche oder unschwer bewässerbare Ebenen, mit starken Niederschlägen, mit jährlich neuem Schwemmschlamm: ideales Baumwollland! Diese Gebiete sind relativ dicht bevölkert: allerdings sind jene Stämme alle noch Nomaden; glückliche Nomaden Afrikas, denn sie haben noch nie eine Tsetse gesehen! Daß man aber bis jetzt noch nicht in großem Umfang diese Gebiete für Baumwollanbau fruchtbar gemacht hat, ergibt sich aus zwei Gründen: es fehlt vorerst noch an einer geeignet vorgebildeten, auch willigen Bevölkerung, zweitens ist die Transportfrage noch nicht rentabel genug zu lösen. Da der Süden verkehrspolitisch nur zu einem geringen Teil erschlossen ist und der Transport durch Tiere erfolgen muß, so kann eine Großproduktion noch nicht eingerichtet werden. Seit 1935 aber wurden zunächst von der Regierung Musterfarmen erstellt. Vor allem hat man versucht, Häuptlinge für den Baumwollanbau zu gewinnen, indem man sie als „Unternehmer“ anstellte und ihnen Steuerfreiheiten zusicherte. Die Aufsicht führen entsprechend vorgebildete Regierungsbeamte.

Die gesamte Baumwollanbaufläche im Sudan wird für 1937/38 auf 179 000 ha angegeben. Das ist eine beträchtliche Fläche: allerdings im Vergleich zur Weltanbaufläche ist es nicht einmal ganz der 200. Teil. Auf dieser Fläche wurden 557 000 dz an entkörnter Baumwolle und 1 211 000 dz Baumwollsaamen geerntet. Dagegen ist der Anteil des Sudan innerhalb der Weltausfuhr gestiegen: für 1929 wurden 31 000 t, für 1937 71 000 t angegeben. Während in dem erstgenannten Jahr das Verhältnis der sudanesischen Produktion zu der starken nachbarlichen Konkurrenz Ägyptens wie 4:40 stand, lauteten für 1937 die beiden Vergleichszahlen 7:40.

Trotzdem ist das Konkurrenzverhältnis zwischen den beiden Ländern im Verschwinden. Der Grund liegt in der Sortenwahl. Während in Ägypten der sogenannte Sakeltyp zugunsten der Typen Zagora und Ghiza 7 verschwindet, hat man sich im Sudan auf den erstgenannten Typ und im Süden auf amerikanische Baumwolle normalisiert. Die Exportzahlen lauten hierfür (in 1000 tons): Sakeltyp 1933: 21,1; 1937: 62,5. Amerikanischer Typ 3,3, bzw. 7,9. Die Ausfuhrziffern für Baumwollsaat in den genannten Jahren lauten 51 000 t und 105 600 t. Ein weiteres Problem bildete die Marktregelung. Ursprünglich wurde die Sudanbaumwolle an der Liverpooler Börse gehandelt. Heute finden die Auktionen alljährlich in Port Sudan statt. Die Bedeutung des Baumwollanbaues für die sudanesischen Finanzen ergibt sich daraus, daß Baumwolle und Baumwollsaat 60 bis 70% der Gesamtausfuhr des Sudan darstellen.

Macht

Als mit dem Jahr 1899 der Sieg über den Mahdi erreicht war, kam es zu dem Kondominatsabkommen zwischen England und Ägypten. Selbstverständlich hätte London am liebsten den Sudan annektiert, und der Khedive hätte sich nicht wehren können. Aber es gab noch andere Mächte, die London zu verstehen gaben, daß Afrika europäische Interessensphäre sei. So mußte London die Oberhoheit Ägyptens über den Sudan zwar anerkennen: aber es ließ sich auch sein eigenes Recht auf den Sudan verbriefen — in der Präambel des Vertrags wurde es ausdrücklich als ein „Recht der Eroberung“ statuiert. Dieses Recht des sonst bekanntlich nie erobernden Albion wird verkörpert in der Gestalt des Generalgouverneurs, der die oberste zivile und militärische Gewalt im Sudan darstellt und vom Khedive ernannt wird: aber es muß ein Engländer sein! Ferner wurde bestimmt, daß die ägyptische Gesetzgebung nicht für den Sudan gelte. Der Gouverneur regierte bis zur Schaffung eigener sudanesischer Gesetze nach englischem Kriegerrecht.

So ergab sich die staatsrechtliche Groteske: zwei Staaten regieren einen dritten; der Khedive ist der Souverän des Sudan, aber eigentlich regiert ein Engländer; dort aber, wo der Khedive bestimmt, in Ägypten, ist er, um 1900, ein Vasall des Sultans der Türkei!

Das sind staatsrechtliche Formalien. Wirklichkeit ist die englische Verwaltung.

Nach der Mahdizeit wurde eine autoritäre britische Verwaltung durchgeführt, aber man beschränkte sich zunächst auf die Nordprovinzen, die militärisch gesichert werden konnten. Man darf nicht übersehen, daß das gesamte Gebiet des ägyptischen Sudan eine Fläche von 2 611 000 qkm umfaßt, und selbst wenn man die unbewohnten Gebiete abrechnet, so stand rein räumlich die Machtausübung vor zahlreichen Schwierigkeiten, von den klimatischen Erschwerungen ganz abgesehen.

Zunächst wurde jeder Waffenbesitz verboten. Der Sklavenhandel wurde untersagt, Sklavenhaltung aber geduldet — mit der Zeit entdeckten die Sudanesen selbst, daß mit dem Ein-

dringen kapitalistischer Wirtschaftsmethoden der freie Arbeiter billiger war als der Sklave! Im Geheimen wurden allerdings auch weiterhin noch Sklaven gefangen — bei den ungeheueren Entfernungen war eine Überwachung begrifflicher Weise schwer. Die Grundlage der Rechtspflege bildet der Sudan Penal Code, eine Verbindung von ägyptischem, indischem, islamischem und Stammesrecht unter starker Betonung der einheimischen Gewohnheitsrechte. Die Justiz lag in den Händen englischer Offiziere unter Zuzug von Kadis, Scheichs und Häuptlingen. Eine planmäßige, vielfach ärztlich betreute Bevölkerungspolitik holte die Verluste der Mahdzeit allmählich auf. Zunächst wurden für die untere Verwaltung Ägypter eingestellt; sie bewährten sich selten. Deshalb ging die Regierung dazu über, Eingeborene auszubilden, wofür das Gordon Kollege in Khartum diente; höhere Beamte wurden auf die mohammedanische Hochschule in Beirut gesandt — nicht nach Kairo! Aus politischen Gründen wurde diese Native Administration sehr gefördert, die Zahl der einheimischen Beamten wuchs rasch — 1932 waren bereits 60% einheimische Beamte tätig, selbstverständlich nicht in den leitenden Stellen. Parallel damit ging seit 1922 die in der Power of Nomads Sheiks Ordinance niedergelegte Betreuung von Häuptlingen mit der niederen Gerichtsbarkeit, von 1927 an durften sie sogar eigene Polizei einrichten. Das hatte auch den Vorteil, daß dadurch ein billiger Verwaltungsapparat geschaffen wurde: selbstverständlich immer unter Aufsicht englischer Oberbeamten. In erster Linie wurden die zivilisierten arabischen Gebiete auf diese Weise organisiert, aber auch im negerischen Süden wurden ähnliche verwaltungstechnische Einrichtungen getroffen.

Kolonialpsychologisch schien diese britische Methode ein Erfolg: Das Volk sah sich von seinen eigenen Leuten regiert, die eigentlichen Machthaber blieben im Hintergrund und konnten so getarnt in gut dotierten Stellungen ein feines Leben führen!

Andrerseits hatte die damit verbundene Entwicklung der Eingeborenen die für die britischen Machthaber unerwünschte Folge, daß mit europäischem Wissen sich auch ein nationalsudanesisches Bewußtsein herausbildete, das bald zu politischen Unabhängigkeitsforderungen führte.

Schritt um Schritt hat England den Sudan zu einem Gebiet entwickelt, das es als seine Domäne betrachtet. Zunächst waren es vorwiegend strategische Gründe: der östliche Sudan ist ein wichtiges Zwischenstück des englischen Afrika, ein Angelpunkt in der Nordsüdlinie Kairo—Kapstadt. Nach dem Weltkrieg aber erwies sich, daß auch die wirtschaftliche Bedeutung des Sudan nicht geringer ist. Vor allem: wer die Wasser des Sudan besitzt, hat Ägypten in seiner Hand. Als im Jahre 1924 der Generalgouverneur des Sudan in Kairo von ägyptischen Nationalisten erschossen wurde, drohte England sofort, es werde das Nilwasser unbegrenzt in die Gezira leiten. Auch der weitere Ausbau der Sudanwasser hat seine politischen Gründe: nach Vollendung des Programms würde auch der Tanasee im italienischen Äthiopien seine Bedeutung verlieren!

Kurz nach dem Weltkrieg, 1919, waren Unruhen in Ägypten von England blutig niedergeschlagen worden. Aber damit war der Nationalismus am Nil nicht ersäuft, und die Wafdpartei des Fellachensohnes Zaghlul Pascha sollte den Engländern noch manche Sorgen bereiten. Ihre nationale Propaganda griff auch auf den Sudan über. 1922 erschien ein Buch, das großes Aufsehen erregte. Sein Verfasser war ein sudanesischer Offizier, Ali Abd el Latif, und die Schrift hieß: „Die Forderungen der sudanesischen Nation“. Das Buch fand ebenso starke Beachtung bei den englischen Behörden wie bei den Jungsudanesen: was dem Verfasser bei seinen Landsleuten Ruhm, bei den Engländern aber ein Jahr Haft eintrug. Als er wieder entlassen wurde, gründete Abd el Latif den „Bund der weißen Fahne“, eine nationalsudanesische Organisation, die in den Kreisen der „karthumisierten“ Sudanesen viele Anhänger fand. Es dauerte nicht lange und der Propagandist sudanesischer Freiheit wurde wieder verhaftet: das Echo auf diesen Zugriff war schon deutlicher. Die Zöglinge der Militärschule in Karthum protestierten, es kam zu Meutereien und zu Unruhen. In diese unruhige Zeit fiel auch die Ermordung Sir Lee Stacks in Kairo. Nun griff England durch.

Alle ägyptischen Offiziere und Soldaten und viele Beamte wurden aus dem Sudan abtransportiert. Der neue Generalgouverneur, Sir Geoffrey Archer, stellte eine neue Wehrmacht, die „Sudan Defence Force“, aus sudanesischen Einheiten unter englischer Führung auf: aber Ägypten mußte sie finanzieren! Damit war der Sudan eine rein englische Kolonie geworden.

Dieser Zustand dauerte bis 1936. Bis Italien in Abessinien einrückte. Sofort schwenkte London Kairo gegenüber wieder ein. Was jahrelange Verhandlungen nicht erreicht hatten, die italienische Gefahr brachte es in fünf Tagen fertig: am 26. August wurde das Abkommen von 1899 wieder in Kraft gesetzt!

Aber ist damit die Entwicklung im Sudan abgeschlossen? Als der junge König Faruk im Sommer 1937 gekrönt wurde, konnten die englischen Ehrengäste hören, wie aus der Menge gerufen wurde: „Es lebe Faruk, König von Ägypten und Sudan!“ Man darf annehmen, daß man das auch in London gehört hat. Der ägyptische Anspruch auf den Sudan hat eine gewichtige Kraft in dem Ruf nach mehr Land — denn die Ägypter sind ein Volk ohne Raum, 450 Menschen leben auf einem Quadratkilometer, und wie dürrftig leben sie! Im Sudan aber kommt etwa der 200. Teil auf den gleichen Raum, und wenn erst die Bewässerung ausgebaut sein wird, hat es Platz für hundert Millionen. Andererseits ist der Ruf „Der Sudan den Sudanesen!“ auch ein Zeichen dafür, daß die Sudanesen weder unter britischer, noch etwa unter ägyptischer Herrschaft leben wollen — für den britischen Grundsatz des „Divide et impera!“ kein ungünstiger Zustand, trotz allem.

Aber was bis vor kurzem noch als das große Plus englischer Sudanpolitik gepriesen wurde: daß die Regierung alle wirtschaftlich entscheidenden Positionen in ihrer Hand hält, das heißt letzten Endes: die Macht des englischen Großkapitals. Das bedeutet, daß das sudanesisches local self government unter englischer Kontrolle nichts als ein Mittel der Macht über die Völker und Stämme ist, daß die Sudanarmee von englischen Offizieren geführt, ihr Material von englischer Zufuhr abhängig wird, daß die nationalsudanesisches Bewegung noch auf kleine Kreise beschränkt bleibt, daß einheitliche Interessen und sprachliche Einheit in diesem riesigen Lande — über viermal Großdeutschland — fehlen, daß alle wirtschaftlich wichtigen Bauten, die Staudämme, die Kanäle zugleich Festungen sind! Aber das bedeutet auch heute, daß die Erschütterung der Machtstellung des Empire in Europa und nun auch in Ostafrika ihre Wellen werfen muß in den Sudan. Denn der Sudan ist, kolonialpolitisch und vor allem kolonialwirtschaftlich gesehen, ein gewaltiges Experiment neuer britischer Methoden der Ausbeutung, das modernste Kolonialexperiment alten Stils in tropischem Gebiet zweifellos: durch eine rein wirtschaftlich-technische Erziehung und Organisation die kolonialen Völker zu moderner Produktion und Zivilisation zu zwingen, sie unter einer lokalen Selbstverwaltung ihre kleinen Handel austragen zu lassen, um aber dahinter unter dem Schutz der Macht, die Macht der Maschinengewehre und der Flugzeuge sowohl wie die Macht des Kapitals in den riesigen Anlagen, die noch ungehobene Wirtschaftskraft des kolonialen Raumes sich nutzbar zu machen! Aber zu einer solchen modern getarnten Ausbeutung war eine große Voraussetzung notwendig: eine stabile Welt, ein stabiles Empire, die unbestrittene britische Weltherrschaft. Und eben dies geht heute schon unter den Schlägen der deutschen und italienischen Wehrmacht seinem vernichtenden Zusammenbruch entgegen...

Streiflichter auf den atlantischen Raum

Der Atlantische Raum hätte bei der Panamerika-Tagung in Havanna zwischen Sommersonnenwende und Herbst-Tagundnachtgleiche nach den Wünschen vieler eine imponierende Westfront gegen das Abendland zeigen sollen. Ganz so schlimm, wie die von Chicago und Kopenhagen aus so bezeichnete „lichtscheue Allianz zwischen Roosevelt und Churchill“ es sich gedacht haben mochte — (wozu Roosevelts Redeangriff auf die totalitären Staaten mit seltener Heftigkeit vorstieß) — ist es nicht gekommen: Zum Teil wohl aus Wahrücksichten, weil die Republikaner erklärten, „der Präsident habe wesentliche Teile des scheinfriedensheiligen demokratischen Programms in den Papierkorb geworfen“ und ihrer Wahlparole: „Die demokratische Partei sei eine Kriegspartei“ neue Schlagkraft gegeben; zum andern Teil, weil selbst Ausfuhrkredite von 20, 19 und 17 Mill. Dollar nicht ausreichend waren, um die großen ABC-Staaten Südamerikas ins Schlepptau der u.s. amerikanischen Hochfinanz zu zwingen. So traten sie denn doch in Havanna mit eigenen Meinungen und Selbständigkeitsgelüsten auf, die sich dagegen wehrten, unter der Flagge der panamerikanischen Idee den Kriegsinteressen Englands und einer neuen Blockade des Abendlands dienstbar zu werden.

Man schreibt sogar aus Santiago di Chile, „die unbeschränkte Aufrechterhaltung der politischen und wirtschaftlichen Souveränität der kleinen südamerikanischen Staaten sei eine Notwendigkeit. Der Kartellbildungsplan dürfe gegen niemanden, wer es auch sei, gerichtet werden“, und Argentinien sagte sehr deutlich, daß Deutsche und Italiener nicht anders behandelt werden dürften als Angehörige anderer Mächte. Das mag manches Konzept verdorben haben.

Auch die Auswirkung des deutschen Kontinentalerfolges auf Südosteuropa und auf die sichtliche Konsolidierung des Erdteils hat manches Konzept verwirrt und den Briten die Antwort auf den letzten Appell des deutschen Führers an die früher in Großbritannien vorhandene gesunde Vernunft sehr erschwert. „Popolo d'Italia“ vermißte mit Recht den positiven Zug darin. „Europa-Verantwortlichkeit“ kennt die britische Masse nicht und hat sie nie gekannt, nur insulare. Mit Recht betonte „Stockholms Tidningen“, daß man sich in einem kleinen Lande a priori skeptisch zum Altruismus einer Großmacht stelle“, selbst wenn es England sei.

Daß von England aus die unmittelbaren und mittelbaren Schwierigkeiten der Regierung Pétain aufs höchstmögliche Maß auch mit Hilfe des u.s. amerikanischen Ministers Morgenthau und der britisch-jüdischen Geheimvereinigung gesteigert werden würden, war ebenso zu erwarten, wie die arabischen Vorsichtsmaßnahmen von Ibn Saûd an allen gefährlichen vorderasiatischen Grenzen. Auch messianische Exzesse fordern Rückschläge heraus; und es ist nützlich, daß man sich in den USA. darüber klar wird, daß zwar allerdings fast 4 Milliarden Dollar in Kanada, mehr als 4 Milliarden in Südamerika liegen, aber doch auch über 2¼, rund 20% der u.s. amerikanischen Auslandsanlagen in Europa, nur 7% im Fernen Osten, so daß eine Fortsetzung der feindseligen Einfrierpolitik von Finanzminister Morgenthau abendländische Rückschläge herausfordern könnte, wobei nur Frankreich, Belgien und Holland, dieses schwer, zu Schaden kommen, und die Schweiz vor einem Hineingleiten in diesen Wirbel zittern müßte.

Die Schweiz und Holland vor allem haben mehr Vertrauen zur ehrbaren Kaufmannschaft der USA. gehabt, als sie nach ihrer Haltung zu Frankreich verdienen. Wie die USA. zu ihren erheblichen Anlagen in britischer Reichspolitik

kommen werden, müssen sie selbst am besten wissen; aber da gibt es rund 21½ Milliarden britischer Anlagen in USA. und viele Sachwerte und Faustpfänder in pan-amerikanischer Reichweite, die das Abendland nicht zu kümmern brauchen. Es kann nur immer wiederholen, daß ihm ein Angriff auf Amerika nicht einfällt und daß es dortige Angriffsbefürchtungen für den ehemals in Frankreich so bekannten „cri au voleur“ erklären muß, den der wahre Dieb ausstößt, um die öffentliche Aufmerksamkeit von seinen schlechten Absichten abzulenken.

England ist schon oft über den Atlantik gefahren, um in Amerika Fenster einzuschlagen, sogar Washington zu verbrennen; die USA. haben sich im gleichen Sinn in Europa betätigt; Deutschland aber hat es noch nie getan und nur die große Torheit begangen, Millionen seiner besten Söhne für Teufelsdank nach den USA. auswandern zu lassen, um dort für Briten „dirty work“ zu tun, soweit nicht diese vorher europäische Landeskinder für Geld zum gleichen Zweck dorthin verschleppt hatten. Das deutsche Volk als Ganzes verbindet wenig rühmliche Erinnerungen mit USA. Je weniger es von ihnen hört und sieht — je besser.

Aber allerdings haben die Achsenmächte Aufmerksamkeit und Sinn dafür, wenn Pazifische Vorgänge erleichternd in den Atlantischen Raum hereinwirken und die böse Lust zu Aggressionen europawärts in expansiven u.s. amerikanischen Kreisen dämpfen. Dazu gehört die kluge und weitsichtige Art, in der Fürst Konoye im Namen Japans Australien zu pazifischer Zusammenarbeit aufgefordert hat, und die damit verbundene sichtliche Abneigung des großen pazifischen Dominions, weitere Blutopfer für den Krieg in Europa und im Nahen Osten zu bringen, dazu gehören die sichtbaren Möglichkeiten schneller Entwicklung in Indochina auf seine Zugehörigkeit zu Ostasien hin, die Frankreich seine ertragreichste Überschußkolonie kosten könnte, aber dem japanischen Reich jenen Zuwachs an Rohstoffen, jene Nähe am indonesischen Wirtschaftsgebiet eintrüge, die es brennend wünscht. Dazu gehören die spät genug, aber doch in einem klaren Zweidrittelmehrheitsverhältnis des indischen Kongresses aufgetretenen bestimmten Forderungen Indiens auf eine Regierung eigener Wahl als Vorstufe der Unabhängigkeit, deren Ablehnung wie Genehmigung für die britische Reichszentrale gleich verhänglich ist.

Das alles wirkt druckentlastend in Europa auf der atlantischen Seite der Alten Welt; und so hellhörig war man denn doch im Fernen Osten, um die plumpen Anbiederungen der New Yorker Europafeinde als das zu nehmen, was sie wirklich sind: Liebesbeteuerungen im Stil von Reineke Fuchs, um einstweilen für ein Übergreifen der USA. nach Europa Luft zu schaffen. Darum glauben wir, daß selbst eine Wiederwahl der gleichen Machtgruppe, die heute die USA. immer wieder in Abenteuer zu verstricken strebt, kaum eine zweite Abenteuerfahrt über den Atlantik herbeiführen würde, wenn auch ganz gewiß mit aller andern Unterstützung, als mit Blut gerechnet werden müßte. Für das gelieferte Gut aber würden sich transatlantische Großräuber an transatlantischem Besitz der Meistverlierer schadlos halten. So kann zunächst das Abendland in Europa und in Afrika die eigene Sache führen. Welche Prestigeangelegenheit Chartum, als Sinnbild des Sudanbesitzes ist, brauchen wir weder Marschall Graziani, noch den Besitznachfolgern Lord Kitcheners of Khartoum zu sagen. Kassala spricht deutlich genug. Ein Zusammenbruch der britischen Ägyptenstellung bedeutet für Afrika, was der Fall von Calais für den Kanal war. Auch die Achse hat ihre Kap—Kairo-Linie!

Zu viele in Deutschland und Italien wissen, mit wie wenigen, hochwertigen und

entschlossenen Kräften in Afrika weite Räume zu unterwerfen sind und welchem Betrug des jetzigen Premierministers von Südafrika (Smuts) sie die ganze Lügenkette des Mandatsystems zu verdanken haben. Noch ist die Erinnerung an die Züge Lettow-Vorbeckes nicht ausgestorben; eine Dynamik, die in nicht ganz 9 Monaten dem angeblich meerbeherrschenden Reich in seinen Hausmeeren eine Abwehrküste vom Nordkap mit einer Riesenkurtine durch das Mittelmeer bis fast in Sicht von Sansibar entgegenzustellen wußte, die wird auch die fehlenden Verbindungsstücke in ihren Wirbel reißen können und den Indischen Ozean in ihre Kreise ziehen. Vielleicht hat doch Smuts die Katzen des südafrikanischen Lokalimperialismus zu früh aus dem Sack gelassen oder auf das falsche Pferd gesetzt. Aber das sind spätere Sorgen. Es ist nur nötig, sich zu erinnern, daß über Eurafrika noch nicht das letzte gestaltende Wort gesagt ist. Somaliland ist ein Vorspiel!

Das ruhige und zielbewußte Schneiden der Halme durch die Sowjetunion in Bukowina, Bessarabien, Estland, Lettland und Litauen innerhalb des abendländischen Sicherheitsgürtels, der ihr die Krimkriegskoalition fernhielt, hat u. a. Rumänien um ein Fünftel seines Staatsgebiets erleichtert und den Erwägungen praktischer Geopolitik geneigt gemacht. Damit war ein wesentlicher Anhalt für alle übrigen Balkanländer gegeben, wie sie sich einer neuen Standfestigkeit eingliedern konnten, und es zeigte sich erst, wer der wirkliche Unruhestifter in diesem schwierigen Südostbereich gewesen war, innerhalb dessen es nun Sache der Türkei wurde, sich aus gewagten Positionen ohne allzu großen Gesichtsverlust zurückzuziehen. Daß sie sich zum Durchgangsstreifen für sehr real geplante Unternehmungen gegen Baku und Batum hergegeben hatte, bei denen man womöglich die Schuld auf Iran schieben und das neu verfestigte Kaiserreich mit in die Wirren hineinzerren wollte, das wird heute niemand mehr ausgedet werden können; über den Schuldigen werden früher oder später Wellen des Volkszorns oder ihrer dadurch hereingelegten Gebieter zusammenschlagen. Um Talleyrands Rolle zu spielen und ungestört im Besitz der nebenher gesammelten Reichtümer das Zeitliche zu segnen, im letzten Augenblick trotz sündenvollen Lebens noch bischöflicher Vorrechte teilhaftig, dazu gehört Talleyrands Begabung, deren manche Beschreiber, wie Duff-Cooper und Nachahmer, ermangeln. Im Nahen Osten gelingt es kaum. Viele scheiterten: Venizelos, Titulescu, Scarascoglu, Männer des Irak und Ägyptens sind auf den Spuren Talleyrands gewandert und haben dabei Völker ins Verderben oder nahe daran vorbei geführt; vielleicht gesellt sich auch Smuts zu ihnen. Im Irak spricht man bereits an leitender Stelle von „Englands Niedergang“; und Ägypten steht auf der Schwelle vom gewaltlosen zum blutigen Widerstand, auf der die Völker des Nahen und Mittleren Ostens besonders gefährlich sind. Die Krone Judäas ist inmitten dieser anschwellenden Flut ein so unsicherer Besitz, wie die des neu ausgegrabenen Löwen aus dem Stamme Juda in Chartum, des Emirs von Transjordanien, wie im Abendland der Präsidentenstuhl und Feldherrnstab von Benesch über seinem Emigrantenkabinett. Auch die von General Mittelhauser verlassenen, unter dem Klange von „partant pour la Syrie“ ausgezogenen Scharen mögen sich zwischen Briten, Türken, Syrern und Iraktruppen nicht behaglich fühlen. Aber alle diese Lagen sind durch eine völlige Verkennung geopolitischer Vernunft bei der Zergrenzung des Nahen Ostens entstanden und schreien nach einer Flurbereinigung großen Stils, wie sie das ganze Abendland überschattet.

Ein klares Gefühl herrscht raumpolitisch vor, daß eine Rückkehr zu den unmöglich gewordenen Verhältnissen, zu dem so eigensinnig immer wieder von England verlangten „Status quo“ ausgeschlossen ist. Unter diesem Druck, nicht dem irgendwelcher Gewalt löst sich auch die Genfer Einrichtung langsam auf; ihre wissenschaftlichen Vorkehrungen wandern nach Princeton, obwohl von den 21 amerikanischen Staaten nur mehr 10 formal Mitglieder der Liga sind. Zugleich verläßt in Europa eine Ratte nach der andern das sinkende Schiff, das geraume Zeit eine so stolze Flaggen- und Wimpelsammlung trug, in das Länder wie Äthiopien, das große China, die Kleine Entente verflossenen Angedenkens so viele Hoffnungen gesetzt hatten, in dessen Aktenbüchern so viel gute und mittelmäßige Diplomatie begraben worden ist: auch mitteleuropäische, solange Mitteleuropa noch an den klug gespannten Narrenseilen der Genfer Drahtzieher hing. Ein großer Traum der Menschheit versank mit ihm, weil er hinterhältig mißbraucht worden war: zuerst von den USA. aus, dann von den Westmächten, deren Sieg die USA. herbeigeführt hatten, um dann ihre „foreign entanglements“ sich selbst zu überlassen.

„Entanglements“ freilich: Verwicklungen, die der lösenden Entwicklung harren, stehen in einer fast unvorstellbaren Fülle vor den neugestaltenden Kräften auf dem ganzen Ostufer des Atlantischen Raumes vom Nordkap bis zum Kap der Guten Hoffnung; diese kennen dabei keinen aufrichtigeren, größeren Wunsch als den, daß U.S.A. Amerika, dem Testament George Washingtons und seiner eigenen Monroedoktrin folgend, sich diesen „entanglements“ fernhalte!

Dann wird die Führung bei dieser Neugestaltung ganz von selbst den Völkern zufallen, die mit dem Mut zu gründlicher Neugestaltung und Reichserneuerung bei sich selbst vorangegangen sind, wie den Achsenmächten und ihren Freunden, — und nicht den satten Genießern des gewesenen, des verwesenen Standes. Weil es sich dieser Neugestaltung starr mit uralten Mitteln und Rechtskniffen eines erschlichenen und fremder Gewalt verdankten Raubrechts entgegenstellte, deshalb hat Frankreich einen Niederbruch ohnegleichen in seiner langen und bewegten Geschichte und eine ebenso noch nie in solchem Stil geübte Mißhandlung durch den Bundesgenossen erlebt, dem es seine Reichsexistenz zum Opfer gebracht hatte. Noch gibt es viele der Ewiggestrigen in Frankreich, die den Anblick der Größe des Falls, ihres Niederbruchs nicht mit der gleichen aufrechten Tapferkeit ertragen wie Marschall Pétain, der nun die Trümmer zu ordnen sucht und dabei die ganze Tücke falscher demokratischer Freunde diesseits und jenseits des Atlantik erfährt. Wir haben an anderer Stelle die „Meervermählung“ Britanniens der ehemaligen Venedigs verglichen und nachgewiesen, wie beide in einem Augenblick das Opfer der eigenen Perfidie und der der Wogen zugleich wurden, als jählings alle von ihnen Betrogenen gleichzeitig erkannten, wie sehr sie von den Inselreichen zum Narren gehalten worden waren. Venedig ging aus diesen Kriegen zu Anfang des 16. Jahrhunderts zwar geschwächt, aber noch lebensfähig hervor, bis ein kühner Landsoldat ihm vom Festland aus das Rückgrat brach, und es ohne Außenhabe zum italienischen Festland zurückkehrte, dem es so viele Streiche durch ein Jahrtausend gespielt hatte. Wir wissen nicht, welches Los dem großen Inselreich des Abendlands bevorsteht; aber vieles für seine Geopolitik ist aus dem abgelaufenen Geschick des kleinen italienischen Inselreichs an Ruhm und Unehre zu lernen. „Sponsamus te, mare“ — aber das Meer ist nicht treu! —

KARL HAUSHOFER

Bericht aus dem indopazifischen Raum

Wie weit es noch am geopolitischen Verständnis für die Vorgänge im Abendland nicht nur in den Zentren der amerikanischen, sondern auch der asiatischen Willensbildung rings um den Indo-Pazifischen Raum fehlt, das offenbart eine plakartartige Zeichnung der „Japan Times & Mail“ vom 18. Juni — einem Tage, an dem das Herabbrennen der kontinentalen Kriegsflamme in Europa vor vielen Augen lag.

Da wehrte ein kleiner David von sichtlich dürftiger Intellektuellenfigur einem riesigen, aus Flammen auftauchenden, brandfackelschwingenden europäischen Mars das Eindringen in Ostasien, wo aber doch die Fackel wirklich, gerade auf dem deutlich mit Namen bezeichneten China, um reichlich zwei Jahre früher entbrannt war, ohne daß der intellektuelle David sie daran hätte hindern können. Sein Ansehen steht denn auch im Fernen Osten nicht mehr hoch im Kurse.

Man vergleiche Fürst Konoyes Regierungsprogramm, das durch die Weltpresse ging.

Aber trotzdem wäre es ganz falsch, die Wirkung der Schlagzeilen der amerikanischen wie der ostasiatischen oder indischen Presse deshalb zu unterschätzen, weil sie vielfach von Leuten ohne ausreichendes Weltbild oder zum Zwecke bewußter Falschmünzerei geschrieben werden. So im ersten Fall ein Aufsatz von Professor Masamichi Royama im „Yomiuri“, der früher ein allerdings offenbar ganz von den USA. aus inspirierter Professor der Political science an der Universität Tokio war (Übersetzung „Japan Times“, 11. Juni 1940), oder im zweiten Fall auf Grund amerikanischer Einbläseerei ein Aufsatz, wie „Japans Non-involvement Policy“ („Mandschuria Daily News“, 11. Juni 1940). Darin ist das Leitmotiv, daß die notwendige Hineinziehung in den Krieg der USA. und Rußlands durch einen deutschen Sieg an die Wand gemalt wird, und die verlogene Haltung bestimmter u.s.amerikanischer Kreise bestärkt wird, die den eigenen Imperialismus durch den fadenscheinigen Vorwand einer Bedrohung Amerikas — die in Europa niemand einfällt — bemänteln. So etwa Walter Lippmann in den „New York Daily News“, der eine Freundschaft der USA. mit Japan „propagiert“, „damit sie an ihm einen Verbündeten, statt eines Feindes im Pazifik hätten“. Wie diese Freundschaft nach einem britisch-u.s.amerikanischen Siege aussähe, wie sie jetzt schon mindestens seit 1922 beständig ihre Krallen zeigt, das machen sich die wirklich verantwortlichen Kreise in Japan besser klar als seine „Intellektuellen“.

Keines chinesischen oder japanischen Intellektuellen oder „Davids“ Hand hat verhindert, daß die Großmacht des Fernen Ostens diesen Osten nicht nur in China, sondern auch in Thailand, in Indochina, in der Südsee überschattete. Genau so glitt im Abendland der Schatten der Achsenmächte über Skandinavien, die niederländische und französische Küste bis zur Fühlung mit der spanischen im Norden und fiel im Süden quer über das Mittelmeer; der Rußlands lastete über Finnland, Baltikum, Bessarabien, der der USA. trotz der Tapferkeit Argentinien in Havanna schwer über Panamerika. Es ist — geopolitisch betrachtet — für Japan und USA. genau dasselbe Licht und derselbe Schatten.

Thailand wurde (genau wie die Türkei) aus einem etwas zu weit gegangenen

Flirt mit den Westmächten durch ein Japan-Thai-Abkommen wieder herausmanövriert; Indochina ließ japanische Wehrverkehrkontrolle zu; und auch England trat weitere, bis Birma sich auswirkende Rückzüge im Fernen Osten an, ließ seine besten Schiffe aus Singapore wegfahren, was wiederum Australien zum Gesandtschaftsaustausch mit Tokio bewog, und zum Hören auf Fürst Konoyes Mahnung zu pazifischer Zusammenarbeit.



Schon wird sogar Kanada gefragt, wie es sich aus dem Konflikt zwischen seinen Empire- und seinen Panamerikapflichten herausziehen wolle, wenn ein Krieg ihm ans eigene, doppelt gesicherte Fell rücke, falls es zur Kriegszentrale eines außer-amerikanischen Weltreichs würde. Noch mißlang der Coup eines Triumvirats über die dänischen und holländischen westindischen Inseln unter USA. Führung. „Nur immer ehrlich in kleinen Dingen“, meinten die meisten Südamerikaner, die ihren großen Bruder und Nachbar kennen. Aber beim Hinzutritt von sieben kanadischen oder australischen Sternen zum Sternenbanner handelt es sich um ganz große Dinge, um pazifische Angelegenheiten von säkularer Tragweite bei weitherzigeren als europäischen Raumbegriffen. Darum begegnet man in diesen Fragen ganz merkwürdiger Offenheit in der Neuen Welt. Man hofft, sich so oder so für das Haarelassen bei der letzten Westmachthilfe schadlos zu halten, und war schwer beleidigt, als

Argentinien verlangte, daß alle Mächte, auch Deutschland und Italien, gleichmäßig behandelt werden müßten, was einen kühnen Vorstoß des u.s.amerikanischen Außensekretärs in Havanna vereitelte.

Aber Havanna, Chikago und Neuyork verraten jedem, der unter Umständen im Pazifik oder Atlantik den Herrschafts- und Raubgelüsten kleiner, aber mächtiger u.s.amerikanischer Kreise im Wege steht, daß die Masse des angriffslustigsten, gewalttätigsten Großreichs der Erde von ihnen in kürzester Frist vom Nichteinmischer zum „Aggressor“ umgeformt werden kann, der sich, obwohl selbst von niemanden bedroht, mit der Wucht eines gereizten Nashorns auf jeden stürzt, der ihm entsprechend als im Wege stehend dargetan wird: auf Japan, auf das Abendland, auf den Bund der Sowjetrepubliken. Die vollkommene Unberechenbarkeit der schwer rüstenden USA. nach dem Verhalten der Catchworte vor Präsidentenwahlen, nicht die Gewitter in China und im Abendland sind das große X, das über den zwei größten Weltmeeren drohend hängt. Wer sich im Osten oder Westen der Alten Welt über das Zusammenspiel der hitzigen Hasardeure in Großbritannien und der eiskalten in Wallstreet und um Finanzminister Morgenthau und seine Umwelt in Washington noch Zweifeln hingibt, der hat sich das Ergebnis solcher Unvorsichtigkeit selbst zuzuschreiben.

Vergeblich flötet Admiral Kichisaburo Nomura im „Osaka Mainichi“ „Japans Botschaft an Amerika als lebenslänglicher Freund Amerikas“ (wie die Übersetzung auf S. 203 der „Far Eastern Review“, Bd. 36, H. 6, beginnt). Vergeblich sagt er: „Ist Annäherung möglich? — Von unserem Standpunkt: Ja! — Aber es ist Amerikas Sache, seine Antwort zu sagen.“ Bei allem Augenzwinkern, mit dem in englischer und japanischer Sprache Unmögliches und in Wirklichkeit gar nicht Gewolltes als Cant gesagt werden kann — es geht über das Mögliche für einen Yankee, zu glauben: „Das neue China werde dem Namen und der Wirklichkeit nach unabhängig sein.“ — „Nordchinas Autonomie sei nur die Legalisierung eines Zustandes, der lange vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten bestanden habe.“ — „Nur in der Mongolei würde eine Art von gegenseitigen Filterzuständen zwischen den Sowjets in der Äußeren, den Chinesen und Japanern in der Inneren Mongolei im gemeinsamen Zusammenwirken zu schaffen sein.“ Das sind paradiesische Zustände! „To good to be true“ — sagt der Brite in solchen Augenblicken, wo er merkt, daß sich die Balken über dem Zwiespalt zwischen biblischer Güte und Wirklichkeit biegen.

Es wird augenblicklich um das Meer des Großen Friedens herum gelogen, daß sich die Balken biegen; aber das ist viel gefährlicher für die viele Holzarchitektur seiner Westufer, bis hinüber in den indischen Raum, als für die Stahlbetonkünste der US.Amerikaner. Sie haben auch das unvergleichliche Verschwindungsmittel des Panamakanals, um ein Gesicht des Friedens jählings durch überraschende Schachzüge in ein bedrohliches innerhalb des Schachbretts ihrer beiden Schutzmeere verwandeln zu können. Japan hat ein kontinentales und ein ozeanisches Gesicht, die beide der schlanke Stahlbau seines Inselbogens tragen muß, ohne solche Verwerfungen seiner Wehrwucht vornehmen zu können, wie sein raumweiter transpazifischer Gegenspieler.

„Tatsache ist“, meint Admiral Nomura, „daß alle Nationen, einschließlich derer, die sich zu Demokratie und Liberalismus bekennen, dem wirtschaftlichen Nationalismus zuneigen, Ottawa, Quoten, Tarifwälle, Blockbildungen usw. einrichten.“ Aber

das ist es ja eben, daß die wirklichen Anakonda-Riesenschlangen leugnen, es zu sein: sowohl das Britische Weltreich wie die USA. Was hilft da dem guten Admiral seine Flucht in die Öffentlichkeit: „Die bloße Tatsache, daß ein so großes und reiches Land wie die USA. eine Sorte von Neutralitätsgesetz angenommen haben, mit seinen Trugembargos und Handelsbeschränkungen, zeigt, daß andere Nationen, deren individuelle, natürliche Hilfsquellen beschränkt sind, sich müssen vereinigen und ihre wirtschaftliche Kraft zusammenballen, um sich gegen Notlagen vorzubereiten und zu wappnen.“

Nichts anderes war der Sinn des Dreiecks Berlin-Rom-Tokio, der Achsenpolitik, des Anschlusses im Fernen Osten der Mandchurei, im Abendland Spaniens, Ungarns, anderer Nachbarn an eine solche Notwehr der Habenichtse zwischen den Raumriesen. Und nun drehen diese den Spieß um und verlangen, daß sich die Raumbeengten weiter von ihnen ausbeuten lassen, ohne auch nur die bescheidenen Abwehrmöglichkeiten zu gebrauchen, die ihnen in ihren engen, überfüllten Lebensräumen verblieben. „Wir leben nicht in Utopia“, meint der Japaner, „und keine Nation hat ein Recht, Lebensfragen anderer zu vereiteln.“ Das eben aber ist Britanniens Abendlandpolitik gewesen; und zum gleichen Ziel hat es in Fernost mit USA. zusammen gespielt.

Solche Appelle, wie der von Admiral Nomura, den wir deshalb in seiner ganzen rührenden Schlichtheit des Herzens niedriger gehängt haben, sind von 1919 bis 1933 zu Hunderten an die Westmächte Europas und die USA. gerichtet worden. Das Wirtschaftselend Mitteleuropas paßte ihrer Plutokratie besser zu ihren Raubzügen, und dafür erfand man das Schlagwort vom Gleichgewicht der Kräfte (Balance of power). Mit welcher Harmlosigkeit schildert Nomura: „Wir hatten geglaubt, die Monroelehre sei ein goldener Mittelweg. Wir hatten geglaubt, die USA., da sie alle fremden politischen Einflüsse von Amerika ausschalteten, würden sich auch für unsere Weltgegend an das halten, was sie andern in ihrer verboten. Aber die Geschichte zeigt, daß die USA. versuchten, unsere mit heroischen Opfern gewonnene mandchurische Stellung zu erschüttern; daß sie fortwährend versuchten, Flottenbasen nahe unserm Land zu errichten; daß sie mehr als einmal unseren Rückzug vom Festland zu erzwingen suchten. Alles das krönte die Einwanderungsgesetzgebung von 1924... Amerika scheint seinen Vorteil in einem Kräftegleichgewicht in Asien zu finden“ (wie England in Europa!). „Präsident Theodor Roosevelt wünschte nicht, daß Japan einen völligen Sieg über den Zarenmilitarismus erföchte, weil der dies Gleichgewicht zu gefährden schien. Präsident Taft fürchtete im Spiel um die Unabhängigkeit der Philippinen Japans Vormacht. Präsident Wilson warf die u.s.amerikanische Expedition nach Sibirien, um Japan zu überwachen, sein Vordringen in Sibirien zu hemmen und die eigne Hand in der nordmandschurischen Bahnpolitik zu haben. Als die USA. 1933 Rußland anerkannten, begrüßte die u.s.-amerikanische Presse diesen Schritt als ein Schach gegen Japan und die Möglichkeit, den u.s.amerikanischen Einfluß auf Seite der Russen in die Waage zu werfen. Die Kräftegleichgewichtslehre ist englischen Ursprungs.“ Seltsam! Für England gegenüber Europa findet sie Nomura berechtigt, für USA. gegenüber Asien nicht. Aber es ist genau die gleiche Tunke für das abendländische wie für das fernöstliche Zerungsfeld; wir können uns nur freuen, wenn auch so wenig erfolgreiche Außenminister, wie Nomura, am eigenen Fell empfinden, was geopolitische Analogien

sind! Fernost, Indien, Naher Osten und Abendland sitzen den Räubern der See und der Steppe gegenüber auf einer und derselben Stange. —

Mit ungleich größerer geopolitischer Klarheit beurteilten Fürst Fumimaro Kono, der Mittsommerministerpräsident des Konzentrationsministeriums und Vorkämpfer des Einparteidedankens, und der weltkundige frühere Botschafter in Rom Toshio Shiratori die mit Gefahren geladene Lage. „Ohne die Schaffung einer starken politischen Plattform werde es für Japan unmöglich sein, die vor der Nation liegenden Schwierigkeiten zu überwinden; ... die dafür nötige geistige politische Haltung könne nur durch einen einheitlichen Volkswillen geprägt werden, auf dessen Linie auch die Armee marschieren müsse, wenn sie nicht selbst die ganze Verantwortung übernehmen wolle.“

Shiratori aber meinte: „Unser Platz ist auf Seite der totalitären Staaten. Wenn ich auch nicht für militärisches Eingreifen bin, so doch für volle staatsmännische und wirtschaftliche Unterstützung Deutschlands.“

„Solange Admiral Yonai am Ruder gewesen sei, hätten die Demokratien nichts zu fürchten“; „ein neues Kabinett aber würde unweigerlich zu einer Politik der stärkeren Hand genötigt sein.“ Dabei ist Shiratori durchaus kein Stürmer, etwa von Baron Oshimas entschlossener Soldatenart, sondern eben nur ein kluger Beobachter der wirklich wirksamen Kräfte im Abendland, die er ebenso von der Westmachtachse London-Paris, wie von der zentralen Berlin-Rom her kannte und souverän überschaute. Admiral Yonai soll im Frühjahr die Anläufe zur Bildung eines festen deutsch-italienisch-japanischen Bündnisses vereitelt haben; nun erntete er die Früchte aller derer, die in Stunden der Entscheidung weder ja noch nein sagen können, und verschwand, wie sein Vorgänger Abe, in der Versenkung, während allerdings noch im Mittsommer die schönsten Versicherungen über allgemeine Uninteressiertheit an Niederländisch-Indien ausgetauscht wurden. Arita, Craigie, Hull, Ishizawa, van Kleffens, Ott, Papst, Reuchlin, Sunfo mögen unter diesen Stimmen alphabetisch aufgezählt werden. Andere sangen andere Lieder. — Jack London beschrieb in seinen Geschichten aus Alaska vom anderen Ende der pazifischen Welt ein zoologisches Seitenstück, ein Rudel von Wölfen in ab- und anschwellender Melodie das eingekreiste Feuer von Jägern umsingend, die wissen, daß die Wölfe zu singen aufhören, wenn das schützende Feuer herabgebrannt ist. — Noch brennen niedere Schutzfeuer um die reichsten Kolonialgebiete der Erde.

KARL HAUSHOFER

Gestaltwandel durch Berührung?

(Kontaktmetamorphose)

Ein unvergeßlicher Eindruck! Der große Erdstoffkenner hob eine Gesteinstufe von farbenreicher, schillernder, wunderbarer Schönheit; mit der Berührung fast wechselten die Farben, rieselte von starker Zersetzung zermürbter Verbindungsstoff zwischen den Händen als Schutt zur Erde; dicht daneben leuchtete kristallhafte Härte in scheinbar ewiger, strahlender Dauer.

„Das ist die Gefahr und der Reiz der Kontaktmetamorphose“, sprach der greise Forscher. „Der edle Marmor, köstliche Schmuckgesteine verdanken ihnen Reiz und

Vergänglichkeit, wie die Patina am Erz des Lebens, wie ja auch ein Dichter die Erinnerung genannt hat.“

Wäre es nicht ein großer Reiz und vielleicht eine Möglichkeit, neues, erklärendes Lichterspiel auf altbekannte Tatsachen fallen zu lassen, Funde damit zu erzielen, wenn man die Geopolitik, die Geschichte der Menschheit einmal daraufhin untersucht, was Gestaltwandel durch Berührung, Kontaktmetamorphose daran bewirkt habe?

Denn wir sind doch augenblicklich gerade im Abendland, aber auch im Nahen und Fernen Osten Zeugen, wie riesige, durch Jahrhunderte funkelnde Schöpfungen der Kontaktmetamorphose zerfallen, sich unter tausend Schmerzen zersetzen, und neue Formenwelt aus den Schmelztiegeln steigt. Immer war doch der so wechselvoll über die Landkarte Europas hinwegziehende Polenstaat eine Schöpfung der Kontaktmetamorphose, der polnisch-abendländischen, der polnisch-litauischen, der sarmatischen, tatarischen Berührung unter beständigem Gestaltwandel!

Oder: ein Staatsglaube, der Athen, Syrakus, Rom, Florenz, das Frankreich von Paris der Reihe nach glänzend und unglücklich gemacht hat, der Deutschland an den Rand des Untergangs brachte, in England plutokratisch verfälscht wurde, in den USA. als Gipfel der Weisheit gilt, in Südamerika schimmernde, häufig zerplatzende Blasen wirft, ist unter dem Anstoß harter, totalitärer, homogen gewordener Massen in den Schmelztiegel geraten: wieviel vom gesunden Bestand jener wird in diese eingehen? Am Ostrand des Abendlands aber sind vier Kleinstaaten und ein halber Großstaat der amalgamierenden Kontaktmetamorphose eines skytho-sarmatischen Werdevorgangs verfallen, dem der nordische, finnische Kristall mit knapper Not unter Opferung einiger Kanten entging. —

Schauen wir selbst im eigenen Volkswerdungsgang zurück, so erkennen wir darin viele warnende, wenn auch glänzende Zeugnisse für den Reiz, die Schönheit und den Verfall von Schöpfungen der Kontaktmetamorphose. (Lothringen-Burgund.)

War nicht schon das Gotenreich eine? Das erste zwischen Ostsee und Pontus, das zweite im Herzen der Antike? Das große Frankreich? Waren nicht Otto II. und Otto III., Friedrich II. und Manfred glänzende Gestaltungen aus heterogenen, sich zwanghaft berührenden Stoffen, wie Karl V. auch, der einzige, halb deutschblütige Herr eines Reiches, in dem die Sonne nicht unterging? Wirkt nicht die weiße, halb-reife Jünglingsgestalt Konradins im braunen Goldglanz von Maria del Carmine in Neapel wie ein unzerstörbarer, uneinschmelzbarer, keuscher und nordischer Einschluß im farbenglühenden Konglomerat des ererbten Königreichs beider Sizilien?

So ist unsere Geschichte voll von Geschöpfen des Gestaltwandels durch Berührung: zeitige und unzeitige! Der vorletzte Verwandlungsrausch vollzog sich im Lügendunst der Antithese: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Ihre Schöpfungen sind jetzt im Schmelztiegel dort, wo der Ruf sich am lautesten erhob, und am schmächtigsten mißbraucht wurde: im Paris-Versailles.

Ein neuer, tiefgreifender Gestaltwandel durch Berührung mit dem glühenden Dreifuß Berlin-Rom-Tokio hebt an und erschüttert das Gefüge der Alten Welt. Sie erzittert überall in ihren alten Fugen. Riesengroß ist die Verantwortung der gestaltenden Kräfte. „Yumei-mujitsu“ (Großer Schein, nicht Wahrheit!). Das gilt nicht nur dem Fernen Osten, auch dem Abendland. Es wird viel von der Kristallbildung Europas um die Achse geredet. Wenn Kristalle halten sollen, dann dürfen nicht zu viele Schöpfungen der Kontaktmetamorphose hinein!

Kurznachrichten

ÄGYPTEN. — In Ä. ist es wiederholt zu schweren Unruhen gegen die Engländer gekommen. — Am 3. 8. wurde von Offizieren und Akademikern eine Partei für die Unabhängigkeit des Landes gegründet. — Am 15. 8. wurde das Komitee für die auswärtigen Staatsschulden aufgelöst. — Die englischen Militärbehörden schufen drei ausgedehnte Sicherheitszonen, in denen die Bevölkerung rücksichtslos evakuiert wird. — Nach Meldung vom 8. 8. übernimmt England bis zum April 1941 den Ankauf aller ihr angebotenen ägypt. Baumwollbestände.

AMERIKA. — Auf der im Juli in Havanna stattfindenden Konferenz der amerikanischen Außenminister wurde u. a. am 29. 7. eine „Deklaration von Havanna“ angenommen, in der erklärt wurde, daß, wenn Inseln oder Gebiete in Amerika, die derzeit im Besitz nichtamerikanischer Nationen sind, zum Gegenstand von Gebietstausch oder Souveränitätswechsel werden könnten, die amerikanischen Nationen im Hinblick auf die kontinentale Sicherheit in diesen Gebieten eine vorläufige Verwaltung einrichten können. Es wurde die Errichtung eines Notstandskomitees, bestehend aus je einem Vertreter der amerikanischen Republiken, beschlossen. An dieses Komitee ist im Notfall ein entsprechender Antrag über die Übernahme der Verwaltung zu stellen. Im Falle der Dringlichkeit kann jede Republik nach eigenem Ermessen vorgehen. Der Vertreter Argentiniens erklärte, daß sich diese Deklaration nicht auf die Falklandinseln bezieht, da diese Teile des argentinischen Staates seien. Eine ähnliche Erklärung gab der Vertreter Guatemalas hinsichtlich Britisch-Honduras ab. Eine weitere Entschließung der Konferenz sieht Maßnahmen vor, die die Achtung der panamerikanischen Sicherheitszone durchsetzen sollen. — Das Projekt eines panamerikanischen Wirtschaftskartells wurde fallen gelassen. — Am 25. 7. betonten Argentinien und Chile auf der Konferenz ihre absolute und uneingeschränkte Neutralität im Gegensatz zu einer „Nichtkriegführung“.

ARGENTINIEN. — Am 29. 7. verbot A. den Export von Getreide an außeramerikanische Länder.

AUSTRALIEN. — Am 1. 8. wurde Papua und widerrechtlich auch das Mandatsgebiet von Neu-Guinea als 6. australischer Militärbezirk in das australische Verteidigungssystem eingegliedert. — Am 7. 8. erklärte der australische Ministerpräsident, daß A. lebenswichtige Rohstoffe und industrielle Fertigerzeugnisse statt aus England jetzt aus den Ver. St. beziehen müsse.

BRASILIEN. — Die englische Eisenbahngesellschaft Brazilian Railway Company wurde mit allen ihren Tochtergesellschaften verstaatlicht.

BRITISCH-INDIEN. — I. erlebte wieder schwere antienglische Demonstrationen und Unruhen. — Der Vizekönig Lord Linlithgow erklärte Ghandi, daß Br.-I. nach Kriegsende das Dominionstatut erhalten wird. Ghandi hat dieses Versprechen zurückgewiesen. Die Kongreßpartei hat Verhandlungen mit dem Vizekönig über ein neues Indienstatut abgelehnt. — Am 12. 8. brach an der Nordwestgrenze ein neuer Aufstand unter Führung des Fakirs von Ipi aus.

BULGARIEN. — Nach Meldung vom 27. 7. beschlossen die bulgarischen Freimaurerlogen ihre Selbstauflösung.

CHINA. — Ende Juli wurde der 32gliedrige Verfassungsausschuß der Nanking-Regierung eingesetzt. — Die nordchinesischen Behörden verboten jeden Handelsverkehr mit Tschunking. — Tschiang-Kaishek hat seinen Sitz von Tschungking nach Yaenn verlegt.

DÄNEMARK. — In Kopenhagen wurde die deutsch-dänische Vereinigung gegründet. Ihr Ziel ist, eine Zukunft vorzubereiten, in der Deutschland und Dänemark aufs engste zusammenwirken. — D. hat am 8. 8. die Slowakei rechtlich anerkannt. — Am 20. 8. wurde ein „Nationaler Block“ gegründet, der zu Führerprinzip und nationaler Sammlung aufruft.

DEUTSCHES REICH. — Im Berichtszeitraum wurde der Handelskrieg zur See durch die deutschen Marine- und Luftstreitkräfte in europäischen und Überseegewässern erfolgreich fortgesetzt. Bis zum 31. 7. wurden insgesamt seit Kriegsbeginn 4986 860 BRT. Handelsschiffsraum versenkt. Die deutsche Luftwaffe führte in dieser Zeit große bewaffnete Aufklärungsaktionen über dem gesamten Raum Großbritanniens durch. Dabei wurden militärische und kriegsindustrielle Anlagen sowie militärisch wichtige Einrichtungen wie Häfen, Eisenbahnen mit Bomben belegt und zerstört. U. a. wurden solche Anlagen bei Plymouth, Exeter, Portland, Weymouth, Bournemouth, Southampton, Portsmouths, Brighton, Lewes, Dover, Manstone, Canterbury, Chatham, Sheerness, Southend, Croydon, Aldershot, Reading, Salisbury, Weston, Bristol, Cardiff, Newport, Swansea, Pembroke, Worcester, Birmingham, Norwich, Crewe, Liverpool, Manchester, Leyland, Hull, Bridlington, Scarborough, Middlesbrough, Newcastle, Rochester, Montrose, Aberdeen, Peterhead, Kinloss usw. usw. bombardiert. Die britische Luftwaffe unternahm bei unsichtigem Wetter einige Einfälle ins Reichsgebiet, durch die unwesentlicher Sachschaden angerichtet wurde. — Am 18. 8. erklärte Deutschland in einer Note an die neutralen Staaten die totale Blockade gegen England, d. h. das Reich betrachtet das gesamte Küstengebiet der brit. Inseln als Operationsgebiet, das als ver-

botene Zone für die neutrale Schifffahrt gilt. Das bedeutet, daß jedes Schiff in diesem Raum als feindliches Schiff angesehen und behandelt wird. — Der Führer empfing am 26. 7. den Ministerpräsidenten und den Außenminister Rumäniens, am 27. 7. den Ministerpräsidenten und den Außenminister Bulgariens und am 28. 7. den Staats- und den Ministerpräsidenten der Slowakei. — Am 25. 7. wurde ein deutsch-türkisches Waren-austauschabkommen unterzeichnet. — Zum Reichsstatthalter und Gauleiter in Wien ernannte der Führer den Reichsleiter Baldur von Schirach, zum Reichsjugendführer der NSDAP. den Obergerietsführer Artur Axmann. — Am 26. 7. sprach Reichswirtschaftsminister und Reichsbankpräsident Funk vor der Auslandspresse über die deutschen Grundsätze in der neuen europäischen Wirtschaftsordnung. In der Rede wurde ein europäisches Großclearing und eine Anpassung der Valuten an die Reichsmark herausgestellt, sowie dem Gold eine klare Absage erteilt. — Am 22. 7. wurden in Moskau die Verhandlungen über die Umsiedlung der Volksdeutschen aus Bessarabien und der Nordbukowina nach dem Deutschen Reich eingeleitet.

DEUTSCHES REICH (GENERALGOUVERNEMENT). — Am 16. 8. verordnete Reichsminister Dr. Frank auf Grund einer Ermächtigung des Führers, daß die Bezeichnung „Generalgouvernement“ für die besetzten polnischen Gebiete durch die Bezeichnung „Generalgouvernement“ ersetzt und dieses als Bestandteil des Großdeutschen Reiches behandelt wird. Das Generalgouvernement bildet eine „Heimstätte polnischen Lebens“ unter deutscher Leitung. Das Amt des Generalgouverneurs führt die Bezeichnung „Regierung des Generalgouvernements“. Der Generalgouverneur untersteht unmittelbar dem Führer. **DEUTSCHES REICH (PROTEKTORAT).** — Am 18. 8. wurde die tschechische Nationale Gemeinschaft in einen 64gliedrigen Ausschuß umgewandelt, der als Mittler zwischen dem Staatspräsidenten und der Protektorsregierung die Umschulung des tschechischen Volkes durchführen soll. — Nach einem Erlaß vom 17. 8. dürfen im neuen Schuljahr 1940/41 Juden in tschechische Schulen nicht mehr aufgenommen werden.

DEUTSCHES REICH (BESETZTE GEBIETE). — Am 25. 7. wurden mehrere Hundert auf Urlaub in Europa befindliche niederländische Kolonialbeamte als Vergeltungsmaßnahme gegen die Behandlung Reichsdeutscher in den holländischen Kolonien in ein deutsches Konzentrationslager überführt. — Am 24. 7. wurde in den besetzten niederländischen Gebieten eine deutsche Gerichtsbarkeit in Strafsachen eingeführt. — Am 7. 8. ernannte der Führer zu Chefs der Zivilverwaltungen in Lothringen Reichsstatthalter J. Bürckel, im Elsaß Reichsstatthalter R. Wagner, in Luxem-

burg Gauleiter G. Simon. — Luxemburg gehört seit 15. 8. zum deutschen Zollgebiet. — Die franz. Sprache in den Volksschulen wurde vollständig abgeschafft. — In Belgien wurde ein freiwilliger flämischer Arbeitsdienst aufgestellt. — In Norwegen wurden 75 Arbeitslager für den Freiwilligen Arbeitsdienst geschaffen.

FRANKREICH. — Von der franz. Flotte kapteten oder zerstörten die Engländer 11 Zerstörer, 3 Schlachtschiffe, 4 Kreuzer und 2 Flugzeugträger. — Beim Feldzug im Westen wurden 1½ Millionen Franzosen getötet oder verwundet. — Bis zum 15. 8. sind 600 000 franz. Flüchtlinge zurückgekehrt, 4½ Millionen warten noch auf die Heim-schaffung, von den belgischen Flüchtlingen sind 100 000 zurückgekehrt und eine halbe Million befindet sich noch im unbesetzten Gebiet. — Am 2. 8. wurde die Auflösung aller Geheimgesellschaften, insbesondere der Freimaurerei, verfügt. — Nach, allerdings unklaren, franz. Verlautbarungen besetzten seit 24. 6. brit. Marinestreitkräfte den franz. Kamerunhafen Duala, sollen aber später wieder auf die Schiffe zurückgekehrt sein. Ähnliche Vorgänge werden von Madagaskar gemeldet. Nach Meldung vom 1. 8. soll England die Errichtung engl. Stützpunkte auf Madagaskar gefordert haben. F. soll auf die Anwendung der Küstenschutzzone bei Madagaskar gegenüber brit. Handelsschiffen verzichtet haben. — Am 27. 7. sperrte F. sämtliche engl. Konten im franz. Mutterland und seinen Kolonien. — Gegen die am 30. 7. von England verkündete Verhängung der Blockade gegen F. wurde Protest erhoben. — Am 8. 8. teilte die franz. Regierung der chinesischen Regierung mit, daß F. Indochina nicht aufzugeben beabsichtige.

GIBRALTAR. — Nach Meldung vom 18. 8. wird ein Kanal gebaut, der Gibraltar vom Land abschneiden soll.

GRIECHENLAND. — Am 15. 8. wurde der griech. Kreuzer „Helli“ bei der Insel Tinos von einem unbekannten U-Boot torpediert. — Nach ital. Meldungen wurde im griech. Grenzgebiet Ciamuria der Führer der alban. Minderheit ermordet. Weitere Verfolgungen gegen die alban. Minderheit veranlaßten die ital. Presse zu scharfer Sprache.

GROSSBRITANNIEN. — Am 25. 7. kündigte die brit. Regierung die Ausdehnung der Blockade auf die spanische und portugiesische Atlantikküste und auf Nordafrika an, am 30. 7. wurde bekanntgegeben, daß das Navy-cert-System auf alle nach europäischen Häfen verschifften Waren ausgedehnt wird. — Am 26. 7. teilte die brit. Regierung mit, daß sie auch das unbesetzte Gebiet Frankreichs und die franz. Besitzungen in Nordafrika als vom Feind besetztes Gebiet ansähe. — Nach Meldung vom 31. 7. bewaffnete England alle norwegischen Schiffe, angeblich 4,5 Mill. BRT.

Schiffsraum. — Am 24. 7. wurde eine tschecho-slowakische Regierung unter Benesch von der brit. Regierung anerkannt. — Am 29. 7. erhob England in diplomatischer Form Drohungen gegen Rumänien und kündigte Repressalien und Fliegerangriffe an. — Zwischen der brit. und der Tschunking-Regierung wurde ein Geheimabkommen zur Umgehung der brit.-jap. Abmachungen über die Sperrung der Birmagrenze geschlossen. — Am 1. 8. wurden die Häfen London, Newcastle, Hull und Southampton geschlossen. — Aus Ägypten wurden große brit. Truppenverschiebungen in Richtung Suez-Kanal, lybische Grenze und Sudan gemeldet. — Am 16. 8. fanden in Nordirland Unruhen statt. — Am 19. 8. wurde in ganz England der Ausnahmezustand verkündet. — Die engl. Einfuhr ist von 105,6 Mill. Pfund im Mai 1940 auf 87 Mill. Pfund im Juli 1940, die Ausfuhr von 48,7 Mill. auf 31,2 Mill. im gleichen Zeitraum gefallen. — Am 21. 8. wurde die Einfuhr brit. Pfundnoten nach G. verboten.

JAPAN. — Am 26. 7. nahm die Regierung Konoe ein Vier-Punkte-Programm an, in dem die Organisation des jap. Volkes auf totalitärer Grundlage und die Errichtung eines autarken ostasiatischen Wirtschaftsraumes angekündigt wurde. Im Zusammenhang damit löste sich am 7. 8. die größte Partei, die Minseitō, als letzte der jap. Parteien auf. — Am 1. 8. betonte eine Regierungserklärung den jap. Führungsanspruch in Ostasien. — Am 3. 8. erklärte der Sprecher des jap. Außenamtes, daß Franz.-Indochina und Niederländ.-Indien als Teile des Raumes zu betrachten sind, der sich in Zukunft unter Japans Führung entwickeln wird. — Am 15. 8. wurde von usamer. Regierungsseite vor jap. Ansprüchen auf Indochina und die Philippinen gewarnt. — Am 9. 8. kündigte England der jap. Regierung die Zurückziehung sämtlicher in den engl. und internationalen Konzessionen und Niederlassungen in China stationierten brit. Truppen an. Gegen die von usamerikanischer Seite angekündigte Absicht, die aus Schanghai abziehenden engl. Truppen durch nordamerikanische zu ersetzen, richtete sich eine lebhafte jap. und chinesische Pressekampagne. Nach Meldung vom 19. 8. wurde die bisherige engl. Zone in Schanghai im Zentrum von den Amerikanern, im übrigen Bereich von den Japanern besetzt. — Jap. Truppen sind am 27. 7. 60 km östl. von Hongkong in der Honghai-Bucht gelandet. — Am 28. 7. besetzten jap. Truppen die Städte Swabue und Makung an der Küste der Kwantung-Provinz. — Am 27. 7. wurden in J. 11 brit. Staatsangehörige, darunter der Reuter-Korrespondent in Tokio, wegen Spionage verhaftet. Weitere Verhaftungen erfolgten in Korea und Schanghai. Laut jap. Verlautbarung wurde damit eine über ganz J. und Ostasien verbreitete brit. Spionageorganisation aufgedeckt.

England antwortete mit Verhaftungen jap. Staatsangehöriger in England und in den Kolonien, wogegen J. am 5. 8. offiziell protestierte. Am 6. 8. wurden 4 in J. verhaftete Briten freigelassen und erklärt, daß J. auf Repressalien gegenüber England verzichte. Die Aktion hatte eine wesentliche Verschärfung der antibrit. Stimmung zur Folge. — Am 3. 8. wurde die jap.-mandschurische-mongolisch-russische Grenzregelungskommission eröffnet.

ITALIEN. — Ital. Luftaktionen richteten sich gegen die brit. Flottenstützpunkte von Haifa bis Aden und Gibraltar. — Der ital. Heeresbericht meldete am 30. 7. die Besetzung von Kurmuk im Sudan. — Die ital. Hauptaktion im Berichtszeitraum richtete sich gegen Britisch-Somaliland, das nach restloser Vertreibung und Vernichtung der brit. Verbände in einem 17tägigen Feldzug besetzt wurde. Sieben ital. Kolonialbrigaden stießen in drei Kolonnen in die brit. Kolonie vor. Am 3. 8. wurde die Grenze überschritten, am 5. 8. wurde Zeila, zwischen 3. und 5. 8. Hargeisa und Oadueina besetzt. Am 18. 8. wurde das zweite britische Verteidigungssystem vor Berbera durchstoßen. Am 19. 8. wurde die von den Briten fluchtartig verlassene und zum Teil in Brand gesteckte Hauptstadt Berbera von den ital. Truppen besetzt. Nach der Besetzung Berberas begannen sich die eingeborenen Volksstämme Britisch-Somalilands in raschem Zuge freiwillig zu unterwerfen. — In einer Note an die neutralen Staaten vom 21. 8. erklärte die ital. Regierung die totale Blockade gegen sämtliche Küsten der brit. Kolonien und Operationsgebiete im Bereich des Mittelmeeres, den Roten Meeres, des Golfs von Aden sowie der Küsten der brit. Kolonien in Afrika und der Küsten Ägyptens und des Sudans. Nach dieser Erklärung wird jedes Schiff, gleichgültig welcher Herkunft, in diesen Gewässern als feindliches betrachtet und behandelt. — Am 27. 7. empfing der Duce den Ministerpräsidenten und den Außenminister Rumäniens. — Am 12. 8. wurde der Eisenbahnverkehr über den Mont Cenis wieder aufgenommen. — Am 27. 8. wurde ein Handelsabkommen zwischen Italien und Rumänien geschlossen.

JUGOSLAWIEN. — Für die engl. und franz. Bergwerke wurden am 2. 8. Regierungskommissäre eingesetzt. — Zwischen J. und der Slowakei wurde ein Handelsvertrag abgeschlossen. — Am 15. 8. begannen in Belgrad russ.-jugosl. Handelsbesprechungen. — Am 3. 8. wurden die Freimaure verboten.

KANADA. — Am 23. 7. wurde die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. — Ende Juli wurde offiziell bekanntgegeben, daß K. keine weiteren Truppen nach England entsendet. — Das Internationale Arbeitsamt wird seinen Sitz in Kanada nehmen. — Nach Meldung vom 15. 8. wird K. die diplomatischen Beziehungen zu Frankreich nicht abbrechen.

MEXIKO. — Am 7. 8. wurde die Einführung der allgemeinen Dienstpflcht beschlossen.

PHILIPPINEN. — Das Parlament erteilte dem Präsidenten außerordentliche Vollmachten, die praktisch eine Diktatur bedeuten.

PORTUGAL. — Im Juli wurde ein Zusatzprotokoll zum spanisch-portugiesischen Freundschafts- und Nichtangriffspakt unterzeichnet, in dem sich die beiden Staaten zu gegenseitiger Unterstützung im Falle einer Verletzung ihrer territorialen Integrität und Souveranität verpflichten.

RUMÄNIEN. — Die Donaumündung wurde durch eine Minensperre gegen britische Übergriffe gesichert. — Der rum. Außenminister kündigte einen Bevölkerungsaustausch mit Bulgarien und Ungarn an. — 112 000 Rückwanderer, vor allem Juden, sind in ihre Zuständigkeitsorte nach Bessarabien und in die Nordbukowina aus R. zurückgewandert. — Anfang August verkündete der König zwei grundlegende Gesetze zur Regelung der Judenfrage. Danach entscheidet sich die Zugehörigkeit zum Judentum nach der Blutzugehörigkeit. Nach der Zeit ihrer Zuwanderung werden die Juden in drei Kategorien geteilt. Die öffentlichen Berufe, die Kulturberufe, die Wehrmacht und das Gaststättenwesen sind den Juden in Hinkunft verschlossen. Der Erwerb von ländlichem Boden und industriellen Unternehmungen ist den Juden in Hinkunft untersagt. Jüdischer Grundbesitz kann enteignet werden. Die Juden dürfen ihre Namen nicht ändern. Die entsprechenden Maßnahmen zur Säuberung des öffentlichen Lebens von den Juden schreiten fort. — Am 15. 8. wurden in Turn-Severin Verhandlungen zwischen Rumänien und Ungarn über eine friedliche Bereinigung der schwebenden Gebiets- und Minderheitenfragen eingeleitet. Die Verhandlungen wurden Ende des Monats nach Klärung der beiderseitigen Standpunkte abgebrochen. — Am 19. 8. wurden in Krajowa Verhandlungen zwischen R. und Bulgarien mit dem Ziel eingeleitet, die schwebenden Gebiets- und Minderheitenfragen in der Dobrudscha zu klären. Es wurde Einigkeit über die Grenzziehung und die Räumung der Süd-Dobrudscha erzielt. Nach rum. Verlautbarung vom 26. 8. können die rum. Einwohner der Județe Caliacra und Durostor ihre Besitztümer räumen. — Die rum. Regierung hat rum. Schiffen die Fahrt in brit. Gewässern verboten. — Am 5. 8. wurden alle Engländer aus den Erdölgebieten ausgewiesen. — Die französische Erdölgesellschaft „Concordia“ wurde unter einen Regierungskommissar gestellt. — Am 17. 8. wurde die Errichtung deutscher Schulen in Siebenbürgen und im Banat genehmigt.

SCHWEIZ. — Die Schw. wurde wiederholt von brit. Flugzeugen bei Luftangriffen auf italienisches und deutsches Gebiet überflogen, wobei auch Bomben auf schweiz. Gebiet abge-

worfen wurden. Mehrere Proteste der eidgen. Regierung in London blieben vergeblich.

SLOWAKEI. — Die slow. Regierung wurde am 29. 7. umgebildet.

SPANIEN. — S. protestierte scharf gegen die Benzinblockade, die von England gegen S. verhängt wurde. — Im August wurde die militärische Dienstpflcht auf 2 Jahre erhöht.

SÜDAFRIKANISCHE UNION. — Es werden wiederholte schwere Zusammenstöße zwischen Buren und Engländer gemeldet. — Eine südafr. Armee soll sich auf dem Marsch nach Abessinien befinden.

SYRIEN. — Für alle Engländer wurde Ein- und Durchreise gesperrt.

TANGER. — Die gesetzgebende Versammlung wählte den spanischen Gesandten zum Administrator von T.

UNGARN. — Am 31. 7. reiste eine ung. Wirtschaftsdelegation nach Moskau. — Am 18. 8. erfolgte in Budapest die Einweihung des Heimes der deutschen Volksgruppe.

UNION DER SOZ. SOWJETREPUBLIKEN. — Ende Juli wurde zwischen der USSR. und Afghanistan ein Handelsvertrag unterzeichnet. — In einer großen Rede vor dem Obersten Sowjet am 1. 8. stellte Volkskommissar Molotow die Bewährung der deutsch-russischen Freundschaftsbeziehungen fest und betonte die Besserung der Beziehungen zu Italien und Japan. Das Verhältnis zu den USA. glossierte er ironisch. — In den drei baltischen Ländern wurden nach dem Einmarsch der Sowjettruppen Neuwahlen durchgeführt, auf Grund deren Ergebnissen in den drei Ländern Sowjetregierungen gebildet wurden. Auf Grund der Beschlüsse des Obersten Sowjets wurden die estnische, die lettische und die litauische Räterepublik der USSR. als gleichberechtigte Bundesrepubliken angegliedert. Ferner wurde Bessarabien mit der Moldaurepublik vereinigt und zu einer Bundesrepublik erhoben. Die Nordbukowina und die bessarabischen Bezirke Chotin, Akkerman und Ismail wurden der ukrainischen Bundesrepublik angegliedert. — Die im August 1937 eingeführte Einrichtung der politischen Kommissare in der Roten Armee wurde im August durch Verordnung wieder abgeschafft und die unbeschränkte Befehlsgewalt der militärischen Kommandeure wiederhergestellt. Seit Anfang August arbeitet die finnisch-russische Grenzkommission. Die Grenzziehung an der Ostgrenze Südfinnlands ist bereits beendet. — Mitte August wurden Veränderungen im Kriegskommissariat bekanntgegeben. Marschall Budjenny wurde zum Ersten Stellvertreter des Kriegskommissars, Armeegeneral Merezkow zum Generalstabschef und der Generalstabschef Schaposchnikow, der von seinem Posten zurücktrat, zum Stellvertretenden Kriegskommissar ernannt. — Wilna wurde zur Hauptstadt der litauischen Räterepublik bestimmt. — Nach den Ergebnissen der letz-

ten russischen Volkszählung im Januar 1939 gliedert sich die Bevölkerung der Sowjetunion in 47 verschiedene Nationalitäten, worunter die Großrussen 99 Mill. (58 v. H.), die Ukrainer 28 Mill. (16 v. H.), die Weißrussen 5,3 Mill. (3 v. H.) zählen. Deutsche gibt es 1,4 Mill. oder 0,8 v. H. Die Kollektivbauern zählen 44,6 v. H., die Arbeiter 32,2 v. H., die Angestellten 17,5 v. H. Durch die Angliederung der baltischen und bessarabischen Gebiete hat sich die Bevölkerung der USSR neuerdings um rund 10 Mill. vermehrt. — Am 3. 8. wurde der das Schwarze Meer mit der Ostsee verbindende Dnjepr-Kanal fertiggestellt.

VER. STAATEN VON NORDAMERIKA. — Roosevelt wurde ermächtigt, die Nationalgarde und das Reserveoffizierskorps für eine einjährige Übung ab 1. 10. 40 zu mobilisieren. — Das am 1. 7. begonnene Jahresprogramm in der Luftfahrt sieht die Ausbildung von 50 000 Piloten vor. — Am 1. 8. bewilligte der Kongreß den neuen Rüstungsetat in Höhe von 5 Milliarden Dollar. Außer den laufenden Etats werden die USA. 20 Milliarden Dollar für die Aufrüstung ausgeben. — Am 3. 8. vergab das Marineministerium Aufträge über 4,3 Mill. Dollar für den Ausbau von Marineflugstützpunkten in Alaska und den Aleuteninseln Kodiak und Unalaska, offenbar als Gegenmaßnahme gegen die Befestigung der Diomedeeninseln in der Beristrafsee durch die Russen. — Am 6. 8. nahm der Militärausschuß des Senats die Vorlage zur Dienstpflicht für die wehrfähigen Männer zwischen 21 und 31 Jahren an. Zahlreiche Organisationen haben gegen die Dienstpflicht protestiert. — Am 16. 8. gab Roosevelt be-

kannt, daß er mit der engl. Regierung wegen Erwerbung von Flotten- und Luftstützpunkten zur Sicherung des Panamakanals verhandle. Nach Meldung vom 25. 8. stellte Großbritannien der USA. den Flottenstützpunkt Great Sound und den Flugzeugstützpunkt Hamilton auf den Bermudas zur Verfügung. — Am 19. 8. fanden Verhandlungen zwischen Roosevelt und dem kanadischen Ministerpräsidenten über gemeinsame Verteidigungsmaßnahmen statt. — Die Bitte der franz. Regierung um Lebensmittelsendungen wurde von der am. Regierung am 6. 8. abgelehnt. — Am 27. 7. führten die USA. besonders Exportlizenzen für Erdöl, Benzin und Schrott ein. Am 31. 7. wurde die Ausfuhr von Flugzeugbenzin außerhalb der westlichen Halbkugel verboten. Proteste der japanischen Regierung gegen dieses Embargo wurden zurückgewiesen. — Nach Meldung vom 9. 8. wurde die Schaffung eines besonderen Einfuhr-Genehmigungssystems beschlossen. — Die USA. haben die von der USSR geforderte Zurückziehung der diplomatischen Vertretungen aus den baltischen Ländern am 25. 7. unter Protest zugestanden. — Willkie hat formell die Ernennung zum Präsidentschaftskandidaten der Republikanischen Partei angenommen. — Am 21. 8. nahm der Senat ein Gesetz an, das den Abtransport von Kindern aus Kriegszonen auf amerik. Schiffen erlaubt.

ZYPERN. — Nach Meldung vom 25. 7. wurde über Z. der Belagerungszustand wegen erneuter englandfeindlicher Kundgebungen verhängt. — Durch Gesetz wurde die Schaffung eines zypriotischen „Freiwilligen“-Korps vorgesehen.

(Abgeschlossen am 26. 8. 40.)

EINZELBESPRECHUNGEN

Henry Koehn: Die Nordfriesischen Inseln. Hamburg 1939, Friedrichsen, de Gruyter & Co., geb. RM 12.—, 195/XVIII Seiten, 311 Abb.

Wenn weitere Kreise auf eine Landschaft und ihre Eigenart aufmerksam werden, dann ist in deren Entwicklung gewöhnlich ein Wendepunkt, wenn nicht gar das Ende erreicht. So ist es denn kein Wunder, wenn nach den großen Umwandlungen der letzten Jahre, die die militärischen Anlagen und die Durchführung des Uferschutzes für die friesischen Uthlande bedeuten, ein Buch sich mit den nordfriesischen Inseln „der Entwicklung ihrer Landschaft und der Geschichte ihres Volkstums“ befaßt. Und es ist nur folgerichtig, wenn in seinen einzelnen Abschnitten immer wieder darauf hingewiesen wird, was noch zu tun ist und in welcher Weise, um das Bild dieser sterbenden Landschaft in allen erreichbaren Einzelheiten für die Nachwelt zu bewahren.

In zwei großen Abschnitten umreißt Koehn die natürlichen Gegebenheiten von Landschaft, Pflanzen- und Tierwelt, sowie den Menschen, der diese Dreieit als seine Heimat in Besitz und in Anspruch nahm. In knapper Schilderung erzählen die einzelnen Kapitel von der Geschichte der nordfriesischen Inselwelt, von der Volkskunde, ihrer Sprache, von Sitte und Brauchtum, berichten über Seefahrt und Landwirtschaft, vom Hausbau, von Tracht und Schmuck, über die Rechtspflege, Heilkunde und von dem geistigen Leben des Inselriesen. — Der Band ist kein wissenschaftliches Nachschlagewerk; aber er unterrichtet über das Wesentliche der genannten Gebiete; und vor allem: er

sieht die Dinge im Zusammenhang der Erscheinungen, wie er letztlich auch die Gestalt des Uthlandsfriesen zu begreifen sucht aus der Wechselwirkung und Auseinandersetzung von Mensch und Landschaft. Es ist zu spüren, daß hier ein Kenner spricht, der aus langer und eigener Erfahrung sich ein Bild der nordfriesischen Inselwelt und ihrer Bewohner geformt hat. Das gleiche Verständnis wird auch in den beigegebenen schönen Aufnahmen sichtbar, die eine anschauliche Ergänzung des Textes bieten.

Freilich ist es dabei nicht ganz ohne Irrtümer abgegangen: den Ortsnamen Goting z. B. als „Gauthing“ zu deuten, ist zwar verlockend, aber sprachlich unhaltbar, zumal die Uthlande nicht in Gauen, sondern in Harden eingeteilt waren. Fraglich ist es auch, ob die Thinghügel bei Keitum außer in den letzten Jahrhunderten als Versammlungsort gedient haben; denn der Name ist nur hochdeutsch überliefert und haftet in der friesischen Form allein am Denghoog bei Wennigstedt. — Mutterrechtliche Gemeinschaften für die Ganggräberzeit anzunehmen, besteht kaum eine Veranlassung, und bedenkenlich will es scheinen, die „Germania“ des Tacitus als eine Beschreibung des Deutschen Volkes auswerten zu wollen.

Doch können solche einzelnen Bedenken das Urteil über den Band als Gesamterscheinung nicht beeinflussen; denn von diesen Einzelheiten abgesehen, ist er eine musterhaft sorgfältige Arbeit, die zu dem Besten gehört, was über die nordfriesischen Uthlande erschienen ist.

L. v. Hielmcrone.

Ein neuer geopolitisch aufschlußreicher Beitrag aus dem Bereich von Professor Dr. Zeiß

Dr. Rainer Olzscha: Die Epidemiologie und Epidemiographie der Cholera in Rußland. Berlin 1940; Richard Schoetz, 500 Seiten, 45 Abbildungen, 11 farbige Tafeln. RM. 19.80.

Auch wenn nicht das Hervorgehen dieser eindrucksvollen und geopolitisch wie geomedizinisch gleich bedeutenden Leistung aus dem Hygienischen Institut der Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin unter seinem vielseitigen und praktisch für die Seuchenerkenntnis und Seuchenabwehr aus der skytho-sarmatischen Wanderstraße so hochverdienten Direktor Prof. Dr. H. Zeiß ehrend erwähnt würde, möchte die Wucht der Methode und doch zugleich ihre kartographische Auflockerung und Durchleuchtung die Herkunft bezeugen. Aber es gibt keinen andern Weg, einen so fürchterlichen Eindringling in dem gewaltigen, heterogenen und immer noch vergleichsweise hilflosen Volkskörper der Sowjetunion bei ihrer nahen, unmittelbaren Berührung mit uns zunächst durch scharfe Beobachtung in allen seinen Lebensäußerungen und seinem Lebensraum zu erfassen und dann so unschädlich zu machen als möglich — vor allem auch durch Eingrenzung und Sanierung seiner Umwelt.

Die Darstellung fußt namentlich in ihrem regionalen Teil auf einer umfangreichen, wenn auch der Natur der Sache nach in der Quellenherkunft ungleichwertigen, mit unendlicher Mühe kritisch gesichteten Stoffsammlung; und gewiß ist in den Fragen der exogenen Faktoren, der typisch geopolitischen bzw. geomedizinischen bodenwüchsigen, erdentstammten und klimatischen Einflüssen (Untergrundverseuchung usw.) auf die Cholera das letzte Wort noch nicht gesprochen. Wohl aber dürfte es gesprochen sein — gerade angesichts dieser neuen Leistung der Schule von Zeiß durch Olzscha — über die Richtigkeit und Unanfechtbarkeit der von beiden angewandten geomedizinischen Unternehmungsart. Diesen Erfolg vor allem begrüßt die Geopolitik als einen Sieg im Kampfe der Menschheit um die Zurückdrängung ihrer schlimmsten, volksverheerenden Feinde, in der Abwehr ihrer Einbrüche in die dichten Bevölkerungsballungen des Abendlandes wie des Fernen Ostens aus ihren nomadischen Verbreitungsgebieten heraus, woher ihnen doch immer wieder Teilvorstöße gelingen, wenn auch keine so gefährlichen pandemischen mehr wie in früheren Zeiten, für die uns ja die Pestbeobachtung zahlreichere Anhaltspunkte gibt, als die der kaum minder tückischen, aber in ihrem Ansturm weniger auffälligen anderen Seuchenzüge.

Mit um so größerer Spannung sehen wir nun der Gesamtdarstellung von Professor Dr. Zeiß entgegen.

K. Haushofer.

Columbus Weltatlas — E. Debes Großer Handatlas. Erweiterte Jubiläumsausgabe, 118 Kartenseiten mit 253 Haupt- und Nebenkarten, zusammengestellt von Carl Wagner, neu bearbeitet von Dr. Hans Fischer, Dr. Karlheinz Wagner und Oswald Winkel. 7. Auflage 1939; Columbus-Verlag Paul Oestergaard K.-G. Wagner und Debes, Berlin-Leipzig. Ln. RM. 48.—

Der Atlas- und Kartenverleger hat heute eine besonders dankbare und wichtige Aufgabe; aber er hat es im Zeichen der Änderungen, die Mussolini vor Jahren mit den Worten ankündigte: „Es wird Zeit, daß auf unseren Landkarten radiert wird“, nicht leicht.

Es sind in diesem schönen, aus Tradition entstandenen, mit Liebe durchgearbeiteten Atlas, dessen Jubiläumsausgabe zum hundertjährigen Bestehen des Verlages schon in einer neuen erweiterten Form vorliegt, doch nur verhältnismäßig wenige politische Karten, die beim heutigen Stand der Dinge veraltet sind. Dafür ist der Inhalt zu reichhaltig.

Die Karten, die um eine ganzen Anzahl vermehrt wurden, bauen natürlich auf den vorhandenen und ergänzten Platten auf; die Farbgebung erscheint uns bei ihrer teilweisen Verwendung im Herderschen Weltatlas etwas glücklicher. Ein schöner und sehr begrüßenswerter Neuansatz ist die Karte 10/11: Bodengestalt des Deutschen Reiches 1:2 750 000. Sie ist in ihrer fein berechneten Wirkung von Höhenlinien, Schraffen und Höhenschichten von überzeugender Wirkung. Man vergleiche nur einmal, wieviel Leben die sonst auf der Karte so oft eintönige norddeutsche Ebene bekommen hat!

Kurt Vowinkel.

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt bei, den ich der besonderen Aufmerksamkeit unserer Leser empfehle: FERDINAND ENKE-VERLAG, STUTTGART-W.

FRANZ NIEDERMAYER

Deutsches Schrifttum über Ibero-Amerika

1. **Arnold Federmann:** Deutsche Konquistadoren in Südamerika. Vlg. Reimar Hobbing, Berlin 1938; 190 S. 8 Abb., Großokt., in Leinen RM 6,50.
2. **Wilhelm Pferdekamp:** Deutsche im frühen Mexiko. Dtsch. Verl.-Anst. Stuttgart 1938, 230 S., 11 Taf. 8°, in Leinen RM 7,—.
3. **Ricardo Loveno:** Argentinien, 400 Jahre Geschichte und Entwicklung. Essener Verl.-Anst. Essen 1939. 124 S., 1 Abb., 2 K., Großokt., in Leinen RM 5,—, brosch. RM 3,50.
4. **G. H. Hillekamps:** Das romant. Südamerika. Vlg. Rud. Schneider, Reichenau i. Sa. 1939. 98 S., 3 K. 8°, kart. RM 2,—.
5. **F. K. v. Koenig-Warthaussen:** Der regelmäßige deutsche Luftverkehr nach Südamerika. Vlg. Hohenlohesche Buchhdlg. Ferd. Rau, Oehringen 1937. 72 S., 1 K. u. 2 Tafeln. Großokt. kart. RM 2,20.
6. **W. Mann:** Chile auf der Schwelle der Neuen Zeit. Hgb. v. d. Universidad de Chile, Santiago 1938. Vlg. Dietr. Reimer (Andrews u. Steiner), Berlin. XIX u. 334 S., 35 Abb., Großokt., brosch. RM 5,—.
7. **Südamerika.** Klima, Bevölkerung und Wirtschaft Kultur, Politik und Geschichte. Vlg. W. Goldmann, Leipzig 1938. 352 S., 32 Abb., 1 K., Großokt., in Leinen RM 9,60.

Nachdem die deutsche Geschichtswissenschaft durch die Forschungen von Häbler, Panhorst und besonders Friederici eindeutig Ablauf und Ergebnis der deutschen Welserkolonisation in Venezuela geklärt hat, bemühen sich Darstellungen wie die von Reimers (vgl. Zeitschr. f. Geopolitik Juni 1939, S. 467 ff.) und jetzt Arnold Federmann, ins deutsche Volk ein solides Wissen und aufgeschlossenes Verständnis für jene in der Tat zu unbekannten oder zu Unrecht verkannten großen Unternehmungen der Deutschen des 16. Jahrhunderts zu tragen. F. unterscheidet sich jedoch in seiner Beurteilung der Dinge ganz wesentlich von den bekannten Amerikanisten Wegner und Friederici, vermag uns aber mit der geradezu panegyrischen Wertung seines Ahnen, des Ulmer Feldhauptmanns Niklaus F., der Hauptfigur des Buches, nicht zu überzeugen, denn dieser war zweifellos der erfolgreichste deutsche Eroberer in der Neuen Welt, aber auch der moralisch umstrittenste und im vielvölkischen Südamerika am meisten kritisierte Auslandsvertreter unseres Volkes. Die nachträgliche Parallele mit Simón Bolívar wirkt mehr als gezwungen. Schätzenswert ist der im Anhang gebrachte Neudruck der „Indianischen Historia“ Federmanns vom Jahre 1557, des einzigen damals schon gedruckten Werkes über die Welserszeit in Venezuela.

Ein weit dunkleres Kapitel deutscher Geschichte in Übersee erhält die gründliche und zugleich stilistisch beschwingte, auf erstmaligen Archivforschungen fußende Beschreibung des deutschen Anteils an der Eroberung, der wirtschaftlichen, kulturellen und religiösen Entwicklung Neu-Spaniens im 16. und 17. Jahrhundert durch W. Pferdekamp. Man ist erstaunt über die Zahl der dort wirkenden Deutschen, die oft überragende Bedeutung ihrer Pioniertaten und dankt dem Verfasser für die wirklich gelungenen, durch einen Quellenanhang stichhaltig belegte Aufzeichnung so vieler dramatischer Menschenschicksale unbekannter großer Deutscher, von Kriegern und Kaufleuten, Buchdruckern und Bergknappen, Ingenieuren und Indianermissionaren, die u. a. für Spanien Nordwestmexiko kolonisierten und den damals noch zweifelhaften Halbinselcharakter Kaliforniens durch ihre Landreisen erwiesen.

B. Levene, heute der repräsentativste Historiker Argentiniens, schrieb aus der Fülle seines überlegenen Tatsachenwissens heraus einen nach außen hin bescheidenen, schlanken Band über die politische und kulturelle Geschichte der ersten ibero-amerikanischen Großmacht. Ein vorzüglicher Abriss wurde damit geschaffen, würdig der großen heimischen Tradition in dieser Schrifttumsgattung, nur nach unserer Auffassung vielleicht zu sehr ausgerichtet nach zufälligen Präsidentschaftsfolgen und für die große Linie unwichtige Einzelnamen. Präkolumbianische Geschichte darf

man bei dem etwas modernistisch ausgerichteten Verfasser ebensowenig suchen wie das uns Deutschen von heute bewußt gewordenen Werden des Geschichtsablaufes aus dem Zusammenspiel von Bodenkraft und Menschenwille; dafür aber bietet L. eine großzügige gedanklich ausgefüllte staatlich-kulturelle Entwicklungsgeschichte Argentinens, die entsprechend dem argentinischen Volks- und Kulturcharakter ihr betont demokratisch-partestaatliches und literarisch-städtisches Gepräge nicht verbirgt.

Das andere Südamerika, das kulturell rückständige, wirtschaftlich noch halb koloniale, im Rassenungleich noch viel uneinheitlichere, mit fremden Kapitalmächten ringende und darum am häufigsten von Revolutionen erschütterte, macht Hillekamps, einer unserer ersten Pressekorrespondenten in Ibero-Amerika, zum Gegenstand seines flott geschriebenen Büchleins, das die Staaten Ecuador, Paraguay, Bolivien und Peru unter diesem anfänglich überraschenden, aber inhaltlich nicht unbegründeten, nur in der Auswahl eigwilligen Sammeltitel zusammenfaßt. Der vorliegende Beitrag zur „Geopolitischen Schriftenreihe: Völker und Staaten“ gewinnt durch sehr lebendige, orts- und menschenkundige Schau der vordringlichsten Probleme des Kontinents, faßt aber unseres Erachtens den Begriff „Geopolitik“ zu lose und außenseitig, entbehrt der mit dieser Fragestellung eingegangenen grundsätzlichen Verpflichtung vor der wissenschaftl. Fachwelt.

Fhr. v. König-Warthaussen, erfolgreich als Flieger wie als Schriftsteller, holte sich den akademischen Grad mit einer Studie über die Entwicklung des Transoceanluftverkehrs, die Geschichte (bis Oktober 1934), Wirtschaftlichkeit und Zukunftsaussichten der verschiedenen deutschen Luftverbindungen zum lateinischen Kontinent herausarbeitet. Der scharfe internationale Wettbewerb wird ersichtlich, ebenso der Vorrang der deutschen Technik und Organisation, der unsere Weltgeltung in Südamerika stark förderte.

Eine monumentale deutsche Gelehrtenarbeit liegt noch vor uns. Wilh. Mann, dessen Feder seit drei Jahrzehnten im Dienste deutsch-südamerikanischer Zusammenarbeit tätig ist, verfaßt eine universelle Bilanz seines Gastlandes Chile. Mit kaum nachahmbarer Umsicht suchte und sichtete er alle erkennbaren Züge des nationalen Lebens dieser aufsteigenden Großmacht, legte aber bei seinen Untersuchungen das Hauptgewicht auf die ihm vertrauten Geisteswissenschaften, vorab die Pädagogik, in der Chile dank dem deutschen Vorbild zum Musterland des ganzen Erdteils wurde. Chile wird es M. hoch anrechnen, daß seine hingebungsvolle, literarisch überaus gründlich fundierte und großzügig illustrierte Gelehrtenleistung nicht mit einem nüchternen Handbuch endigte, vielmehr besitzt es damit ein anziehendes, aus Leben und Geist geborenes, in die Zukunftweisendes Standardwerk, dessen deutsche Ausgabe dauerlicher Weise einige drucktechnische Mängel aufweist.

Die Bewertung als verlässliches, gegenwartsnahes Nachschlagewerk entspricht der Veröffentlichung des Londoner „Royal Institute of International Affairs“, deren gekürzte Übersetzung der Verlag Goldmann (Leipzig) in musterhafter Aufmachung mit recht gutem Bildmaterial herausbrachte. Das Hauptaugenmerk richtete die verantwortliche Arbeitsgemeinschaft auf das Werden und Sein der ibero-amerikanischen Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Wertvolle Einsichten geopolitischer Art werden niedergelegt, ohne daß dieser Begriff zur Sprache kommt. Eine saubere, kühle Klarheit — ein unbestreitbarer Vorzug des angelsächsischen Charakters — haftet dem Ganzen an, dennoch unterdrückt diese anerkennenswerte Sachlichkeit durchaus nicht eine fühlbare, wenn auch reservierte probistische Parteinahme, die z. B. manche für England nachteilige Entwicklung in Ibero-Amerika vom Wirtschaftlichen her verurteilt, obgleich diese politisch bedingt und damit national gerechtfertigt ist. Für den kritischen Leser ein hervorragendes, auch angenehm lesbares Handbuch, eine anerkennenswerte Leistung berufener Fachleute.



Deutsche Reichspost



Postscheckdienst

Der Postscheckdienst der Deutschen Reichspost führt *Überweisungen* von Konto zu Konto *gebührenfrei* aus. Auf den Abschnitten der Überweisungen können *Mitteilungen* an die Empfänger *kostenlos* gemacht werden. Bei jeder *Änderung* des Guthabens wird *gebührenfrei* ein *Kontoauszug* übersandt. Der Postscheckdienst arbeitet schnell und zuverlässig. Machen Sie sich diese Einrichtung zunutze. Sie wird Ihnen wertvolle Dienste leisten.

Auskünfte und Merkblätter

an jedem Postschalter

Ich suche

Jahrgang 1924

Jahrgang 1931

Jahrgang 1936 Heft 1 und 5

Diese Hefte der
Zeitschrift für Geopolitik
werden zurückgekauft.

Um Angebot, auch von einzelnen Heften, bittet der
KURT VOWINCKEL VERLAG
HEIDELBERG, Wolfsbrunnenweg 36

Das neue Dorf

im deutschen Osten wird mit der neuen Stadt eine zeitgemäße Grundlage volksgemeinschaftlichen Zusammenlebens bilden.

Das neue Land

wird — politisch, kulturell und wirtschaftlich neugestaltet — eine wahrhaft deutsche Heimat werden.

Neues Bauerntum

(Herausgegeben für den Forschungsdienst von Professor Konrad Meyer. Begründet von Professor Heinrich Sohnrey.)

heißt die Monatschrift, in der alle Fragen dieses Aufbaus behandelt werden.

Jahresbezugspreis RM 14.—. Bestellungen beim Buchhändler oder unmittelbar beim Verlag:

Deutsche Landbuchhandlung
Berlin SW 11

Schriften zur Geopolitik

1. Thies, Geopolitik in der Volksschule Kart. RM 1.20
2. A. Haushofer, Zur Problematik des Raumbegriffes Kart. RM -.60
3. K. Haushofer, Rückblick und Vorschau auf das geopolitische Kartenwesen Kart. RM -.60
5. H. Jahrreiß, Europa-Germanische Gründung aus dem Ostseeraum. Neudruck 1939 Kart. RM -.90
8. R. Wagner, Die geopolitische Bedeutung der Stadt Goslar im ersten Reich Kart. RM -.60
9. K. Trampler, Um Volkshoden und Grenze Kart. RM 2.40
10. U. Crämer, Der lotharingische Raum Kart. RM 1.—
12. Rauecker, Die geopolitische Bedingtheit der Sozialpolitik ... Kart. RM -.60
13. Scheibe, Formkräfte der Landschaft Kart. RM 1.—
15. W. Jantzen, Geopolitik als Unterrichtsgrundsatz in der Schule Kart. RM -.90
16. U. Folkers, Geopolitische Geschichtslehre u. Volkserziehung Kart. RM -.90
17. G. Haase-Bessell, Volk u. Rasse in ihren Beziehungen zueinander Kart. RM -.60
18. P. H. Seraphim, Die Wandlungsbewegung des jüdischen Volkes Kart. RM -.90
19. J. Kühn, Über den Sinn des gegenwärtigen Krieges Kart. RM 1.50

Kurt Vowinkel Verlag
Heidelberg — Berlin — Magdeburg

Entscheidungen von geschichtlicher Tragweite

reifen heran; wer sie wirklich miterleben will, muß die Einzelheiten des schicksalsvollen Kampfes verfolgen und zugleich die tiefgreifenden Zusammenhänge in der großen Politik und der Weltwirtschaft erkennen. Diesen großen Überblick vermittelt täglich die

Deutsche Allgemeine Zeitung mit ihrem Weltdienst

Überall im Zeitungshandel zu haben. Die Deutsche Allgemeine Zeitung kostet 4 Mark 50 monatlich zuzüglich 36 Pfg. Bestellgeld. Bestellung bei der Post oder beim Deutschen Verlag, Berlin SW 68. Wir liefern unser Blatt Ihren Angehörigen durch Feldpost; mit Ihrer Bestellung bitten wir 4 Mark 50 für einen Monatsbezug einzusenden

Handwritten note at the bottom of the page:
er. gebungsmäßig ...